1,60 DM / Band 281
Schweiz Fr 1.70 / Österr. S 12.-

NEU

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Shimadas Mordaugen

Belgien F 35 / Frankreich F 5,- / Italien L 1300 / Luxemburg F 35 / Niederlande f 2,- / Spanien P 100



Shimadas Mordaugen

John Sinclair Nr. 281

Teil 1/2

von Jason Dark

erschienen am 22.11.1983

Titelbild von BRNE

Sinclair Crew

Shimadas Mordaugen

In den uralten japanischen Mythen und Legenden nannte man ihn das blaue Auge. Und wie eine geheimnisvolle unergründliche Pupille schimmerte auch die Oberfläche des kleinen Sees.

Seine Tiefe war unermeßlich. Niemand hatte sie bisher ausgelotet, und in den Schriften hieß es, daß der See direkt zu Emma-Hoo, dem Teufel, in die Jigoku, die Hölle, führen würde.

Überall gab es diese Zugänge, war es nun ein See, ein alter Schrein, ein Berg oder eine geschnitzte Tür. Das Land war prall gefüllt mit geheimnisvollen Dingen, die Generationen von Göttern geschaffen und auch zurückgelassen hatten. Und die Menschen wußten dies. Sie akzeptierten es, brachten den Stärkeren Opfer oder flohen, wenn sie sich nicht mit ihnen arrangieren wollten.

Das blaue Auge lag dort, wo der Wald nicht mehr so dicht und die Berge nicht mehr so hoch waren. Es galt als Geburtsstätte für Wesen aus der Hölle. Manchmal wurde auch ein grausamer Samurai aus der Jigoku entlassen, aber das war nicht sehr oft.

Ein seltsames Wasser füllte den unergründlichen Schacht. Wenn der Wind über die Oberfläche fuhr, wurde es nicht einmal bewegt, sondern blieb glatt wie ein Spiegel.

Es geriet nur in Bewegung oder in Wellen, wenn etwas Unheimliches geschah.

Und das passierte in der Tiefe.

Meist ereignete sich dies in der Nacht, wenn ein blasser Mond am Himmel stand. Sein seltsamer Schein warf einen langen Streifen über das Land, erreichte auch den kreisrunden See und gab der Oberfläche einen fahlen Schein.

Sie leuchtete jetzt heller, und wer genau hinausschaute, konnte über ihr einen feinen Dunst sehen. Dünner Nebel, der ebenfalls das große Ereignis ankündigte.

Da kam etwas…

Es wurde in den Tiefen des blauen Auges geboren, in der Unergründlichkeit eines seltsamen Gewässers, das eine Verbindung zwischen der Welt und dem Jenseits darstellte.

Es kam in die Höhe. Für einen Moment verdunkelte sich die Oberfläche noch stärker. Sie wurde fast schwärz, bevor der fahle Mondstrahl sie in ein gläsern wirkendes Grau verwandelte.

Im Innern des Schachts brodelte und blubberte es. Ein stummer Vorgang war zu vernehmen, nur das Wasser geriet dort in Bewegung, und etwas ballte sich dort zusammen.

Ein Klumpen.

Keiner konnte sagen, aus welchem Material er bestand, er war auf jeden Fall da und erinnerte an Schleim, der im Wasser trieb.

Träge schwamm der Klumpen dahin. Er schaukelte. Hätte jemand von oben in das »Auge« hineingeschaut, er hätte nicht sagen können, wie tief der Schacht war und in welcher Höhe sich der seltsame Klumpen befand, der manchmal Ähnlichkeit mit einer Qualle aufwies.

Mal blieb er auf der Stelle, mal drückten ihn andere Kräfte in die Höhe, dann sank er wieder nach unten, aber in die Höhe wurde er stärker und auch weiter getrieben.

Er hatte Zeit, durchmaß die Strecke fast gemessen und wurde mit jedem Meter, den er der Oberfläche entgegenstieg, auch größer.

Hatte er zuvor in eine geöffnete Hand hineingepaßt, so brauchte man nun zwei Hände, um ihn zu umfassen. Und noch immer besaß er die Form einer Qualle. Man konnte ihn auch mit einem mit blauer Tinte gefüllten Wattebausch vergleichen, der geschoben wurde.

Er drehte sich auch dabei. Die Oberfläche mußte er bald erreicht

haben, und plötzlich, während einer dieser Drehungen, war es genau zu sehen.

Nicht nur eine auf seltsame Art und Weise entstandene Qualle trieb herbei, sondern auch zwei Augen.

Ja, in der Masse befanden sich Augen. Kugelrunde, seltsam gläsern wirkende Sehwerkzeuge. Verschwommen und dennoch blank.

Augen…

Wo kamen sie her? Wer hatte sie geschaffen?

Wie sagten die Legenden noch? Das blaue Auge führt in die Hölle. Und was aus ihm herausstieg oder hervorquoll, war auch in der Hölle geboren.

So die alten Geschichten.

Also mußte der quallenartige Gegenstand, der sich immer weiter der Oberfläche näherte, ebenfalls aus der Hölle stammen.

Ein teuflischer, dämonischer Gruß von Emma-Hoo!

Höher und höher stieg er. Er näherte sich der Oberfläche, über der sich der Dunst ein wenig verdichtet hatte und inzwischen zu einem Nebel geworden war.

Die Schwaden bewegten sich. Sie krochen über den glatten Spiegel, als wären sie mit tausend dünnen Fingern versehen und würden in das blaue Wasser hineinstoßen.

In der Tat geschah etwas Seltsames!

Nichts rührte sich in der Umgebung des blauen Sees. Er lag förmlich in einer Totenstille eingebettet. Kein Windhauch wehte von den Hügeln.

Kein Vogellaut unterbrach die Stille, und die Natur um den See herum schien den Atem anzuhalten.

Jede Pflanze, jeder Baum, jeder Grashalm spürte genau, daß etwas Neues geboren wurde.

Und auch der See reagierte.

Auf der so spiegelglatten Oberfläche bildeten sich Kreise. Als hätte jemand einen kleinen Stein auf sie geworfen, und die Kreise, auch Wasserringe, breiteten sich aus. Zuerst nicht größer als eine Hand, dann wuchsen sie und liefen dem Rand entgegen. Zunächst waren es nur wenige, vielleicht ein Dutzend, aber sie summierten sich, wurden schneller, produzierten Wellen, rannten und kabbelten, so daß es schien, als wollte ein kleiner Wellenring den anderen einholen und sich auf ihn werfen.

Schneller und schneller drehten sich die Kreise. Sie wurden zu einem Wirbel, der stark rotierte. Dieser Wirbel drang tiefer, so daß sich der Beginn einer Spirale bilden konnte.

Und sie stieß in die Tiefe!

Das Wasser schäumte. Ein Trichter wurde geboren. Zu Beginn so breit wie der kreisrunde See, danach spitz in die Tiefe hineinstoßend.

Wie ein Pfeil war dieser Trichter. Eine lange Lanze, die sich drehte, wirbelte und auch den seltsamen Klumpen erfaßte, ihn ebenfalls in den Wirbel mit hineinzog, zuerst in die Tiefe zerrte, dann Schwung holte und mit einem gewaltigen Stoß in die Höhe beförderte, wobei er sich blitzschnell der Oberfläche näherte und wie von einem kreisrunden Maul ausgespien wurde.

Etwas flog durch die Luft. Es war dunkelblau, mit zwei gläsern wirkenden Kreisen darin, und es klatschte mit einem satten Geräusch nahe des Seeufers an Land.

Dort blieb es liegen!

Eine Masse, die zuckte, zitterte und pulsierte. Manchmal wurden die Augen größer, dann schienen sie von einer nicht sichtbaren Kraft nach vorn gedrückt zu werden, um die quallige, weiche Masse verlassen zu können.

Aber sie blieben kleben!

Zu fest waren die Augen mit der seltsamen Masse verwachsen, und sie drehten sich jetzt um sich selbst, weil sie die nähere Umgebung in Augenschein nehmen wollten.

Ein Glotzen, ein Starren, ein Schauen. Vielleicht die erste Suche nach Opfern, aber da gab es nichts in der unmittelbaren Umgebung, das sich dafür eignete.

So blieb es ohne Nahrung und stumm liegen.

Nur die Augen beobachteten. Kalte, blaue Kreise, Pupillen ohne Gnade, leblos und dennoch mit einem seltsamen Glanz oder unheimlichen Feuer versehen.

Ein starres Schauen, ein Glotzen, das auf den düsteren Himmel gerichtet war.

Die Stimme kam aus dem Nirgendwo. Sie sprach mit dem, der aus der unheilvollen Tiefe des blauen Sees gestiegen war.

Und das quallenförmige Lebewesen reagierte. Es veränderte seine Gestalt und streckte sich.

Zunächst wurde es lang, rutschte über den Boden und nahm ungefähr die Form und die Größe eines ausgewachsenen Menschen an.

So blieb es liegen, wobei sich die beiden blauen Augen im oberen Teil befanden.

Es lauschte.

Bis die Stimme erklang, und sie drang ebenfalls aus dem Nichts. Sie konnte aus dem See dringen als auch aus der Höhe des Himmels hinunterschallen.

Sie war da, erfüllte den Umkreis und sprach mit den blumenreichen Worten eines uralten Dialekts.

»Der du in der Tiefe des blauen Auges geboren wirst, bleibst fortan der Hüter meiner Macht und gehorchst nur dem, der dich erschaffen hat. Du wirst die Zeiten sehen, du wirst die Menschen beobachten.

Manchmal hältst du dich zurück, dann wiederum sollst du eingreifen und Angst und Schrecken verbreiten. Sie werden dich fürchten lernen und dir schon bald einen Namen geben wollen. Der Unbesiegbare oder der Höllengeist. Das alles wird dich nicht kümmern, denn den richtigen Namen, den habe ich, dein Erschaffer, für dich ausgesucht. Wenn jemand Namen erfindet, dann nur Emma-Hoo, Fürst der Hölle. Und ich habe lange nachgedacht, um dir den richtigen zu geben. Meine Wahl ist auf Shimada gefallen!«

Nach diesen Worten war es still. Als das Wesen jedoch den Namen Shimada hörte, da pulsierte seine blaue Masse plötzlich, und die Augen wurden noch größer.

Und wieder erklang die Stimme. Diesmal einem gewaltigen Donnern gleich, das über das Land rollte und irgendwo in der Ferne als Echo verhallte. Jeder Buchstabe war deutlich zu vernehmen, und der gesprochene Satz klang wie ein Schwur, der die Zeiten überdauern sollte.

»Du bist ein Stück von mir, und so habe nur ich das Recht, dir Befehle zu erteilen. Du bist Shimada, Samurai des Emma-Hoo. Aber ich gebe dir auch noch einen zweiten Namen. Mann der tausend Masken oder der Unfaßbare…«

Wieder verhallte die Stimme, während das Wesen nach wie vor nahe des Sees am Boden lag. Es hatte gehört, es würde gehorchen. Emma-Hoo konnte sich auf ihn verlassen. Und Zeit spielte für ihn keine Rolle.

Was machte es schon, wenn Tausende von Jahren vergingen. Für Emma-Hoo war es nicht einmal ein Tropfen im Meer der Ewigkeit…

***

»Sie wollen dich schon wieder, Sayana«, sagte die blonde Fanny und band ein Handtuch über ihren nackten Körper.

»Wieso?« Die zierliche Japanerin schaute auf.

Fanny klopfte eine Zigarette aus der Packung und hob die Schultern.

»Kann ich auch nicht verstehen. An dir ist doch nichts dran. Aber der Chef hat gesagt, du sollst kommen.« Sie blies den Rauch in Richtung Ventilator, der auch keine Kühlung in das stickige Hinterzimmer dieser miesen Peep-Show-Bude brachte.

Sayana erhob sich. Sie trug einen roten Mantel aus dünnem Stoff. Den ließ sie von ihren Schultern gleiten, als sie auf die schmale Tür zutrat und sich dann zu ihrem Arbeitsplatz begab, wobei ein Lächeln über ihre Lippen zuckte.

Es erreichte die Augen nicht. Sayana hatte es sich längst abgewöhnt, Spaß an der Sache zu finden. Es war ein Job, der sie fertigmachte. Nicht körperlich, sondern seelisch. Sich auf der Scheibe zu drehen wie ein Ausstellungsstück, ein nacktes Objekt, dabei lüstern und gierig betrachtet zu werden, das hielt kaum jemand aus. Daran ging auch die

stärkste Frau kaputt.

Sie schüttelte sich, aber sie hatte Glück, denn sie brauchte nicht auf die große Scheibe, sondern war zu einem Einzelkunden bestellt worden. Er hockte in der Kabine, während sie durch eine Glasscheibe von ihm getrennt war und tanzte. Tanzen wurde es genannt, weil es der harmloseste Ausdruck war. Tatsächlich aber glich dies einer schlimmen Erniedrigung, die ärger war als Betteln.

Aber betteln brachte zumeist kein Geld. In der Peep-Show zu arbeiten, war zwar moralisch widerlich, aber »der Rubel rollte«. Alle Mädchen verdienten gut, wenn sie sich produzierten, und bekam jemand einen Sonderjob wie Sayana, so brachte dies immer noch ein paar Scheine mehr.

Es war eine winzige Kabine. Dazu stickig, nach Schweiß und auch nach billigem Parfüm riechend.

Der Kunde stand an der anderen Seite der Scheibe. Die kleine Japanerin konnte ihn sehen, seine Gestalt, die Konturen und darüber etwas Helles, sein Gesicht.

Was mochte er für ein Typ sein?

Sayana überlegte sich dies immer, während sie automatisch ihre einstudierten Bewegungen durchführte. War es ein Familienvater, der sich in der Mittagspause Appetit holen wollte? War es ein Spanner, ein Mensch mit einem seltsamen Verhältnis zum Sex, oder war es jemand, der einfach nur nackte Frauen sehen wollte?

Schade, daß die Gesichter zumeist zu verschwommen waren. Sayana hätte sie gern gesehen.

Dieser Kunde stand starr.

Bewegte sich überhaupt nicht. Wie ein Denkmal kam er dem Mädchen vor, und so etwas hatte sie auch noch nicht erlebt. Der machte nichts, andere klopften hin und wieder gegen die Scheibe. Sie bewegten auch ihren Mund, formten obszöne Worte oder machten eindeutige Bewegungen mit ihren Händen. Internationale Zeichen, die jeder verstand.

Das alles war sie gewohnt, deshalb wunderte sich die Zwanzigjährige mit den müden, aber auch harten Augen einer doppelt so alten Frau, daß all dies bei diesem Kerl nicht zutraf.

Der warf ihre gesamte Statistik durcheinander.

So cool dachte sie, während sie automatisch die Bewegungen durchführte und sich auch daran erinnerte, daß sie bald Feierabend hatte.

Morgen war ihr freier Tag, den würde sie genießen. Spazierengehen, ein wenig bummeln, die Schaufenster in der King's Street anschauen…

Ihre Gedanken stockten.

Der Kerl hatte sich noch immer nicht gerührt.

Sayana war darüber fast sauer. Was ihr noch nie passiert war, das

geschah jetzt.

Ihr Ehrgeiz wurde angestachelt.

Der Mann hatte nach ihr verlangt, dann mußte sie es doch schaffen, ihn anzumachen.

Sie konnte sich gut bewegen. Besaß einen geschmeidigen Körper, war durchtrainiert, und sie war auch stolz auf diesen Körper. Kein Fett, sondern nur glatte Haut und darunter Muskeln, die kräftig, aber dennoch nicht zu ausgeprägt waren.

Sie tat Dinge, um die sie manche Stripperin beneidet hätte. Und es waren eindeutige Posen und Gesten, mit denen sie den Mann locken wollte, aber so sehr sie sich auch anstrengte, der Mann hinter der Glasscheibe reagierte nicht.

Ihn machte auch die rötliche Beleuchtung nicht an, denn dieses Licht goß von zwei Seiten seine Kegel auf die tanzende Frau. Sie wurde eingehüllt, umfangen, und das Licht glich einem nicht spürbaren Mantel, der alles an ihr bedeckte.

Den Mann interessierte es nicht.

Er stand da und starrte.

Sayana tanzte jetzt dicht an der Scheibe. Er sollte alles an ihr genau sehen, vielleicht reagierte er dann, doch sie hatte sich getäuscht.

Nichts konnte diesen Besucher reizen.

Die Japanerin schob sich wieder zurück. Sie wußte selbst nicht, weshalb sie plötzlich an ihre Eltern denken mußte. Ihre Mutter war Chinesin gewesen, der Vater stammte aus Japan, deshalb konnte man Sayana als einen Mischling bezeichnen.

Die Eltern lebten nicht mehr. Sie waren bei einem Brand umgekommen, und ihre Tochter hatte es gelernt, sich allein durchs Leben zu schlagen.

Sie hatte schon überall gejobbt, aber das meiste Geld verdiente sie als Tänzerin, auch wenn sie innerlich daran allmählich kaputtging.

Die Zeit war bald um. Nie waren ihr die Minuten länger vorgekommen als diesmal. Als Signal würde ein Licht aufflackern, für sie das Zeichen, die Box zu verlassen.

Noch leuchtete es nicht. Es blieb ihr vielleicht noch eine halbe Minute.

Was sie bisher nicht geschafft hatte, würde ihr jetzt auch kaum gelingen, aber sie konnte nicht früher weggehen. Beschwerden über die Mädchen endeten für diese meist mit Schlägen und Tritten. Da kannten die Aufpasser der Show kein Pardon. Und sie kontrollierten auch, ob sich die Tänzerinnen Mühe genug gaben, denn es gab innerhalb der Szene eine große Konkurrenz.

Und dann passierte es!

Plötzlich merkte sie den Ansturm. Es war kein körperlicher Treffer, obwohl er sie wie ein Schlag erreichte, der sich über die gesamte

Fläche ihrer unbekleideten Gestalt ausbreitete.

Für einen Moment kam sie tatsächlich aus dem eingeschlagenen Tanzrhythmus, stand für eine Sekunde starr und dachte wieder an das, was man mit ihr gemacht hatte.

Man beeinflußte sie!

Da waren Gedanken in ihrem Kopf. Fremde Gedanken, die sie ansprachen, obwohl sie keine Antwort geben konnte. Sie lockten, sie forderten, aber die Frau wehrte sich dagegen.

Völlig unmotiviert schüttelte sie den Kopf. Die langen schwarzen Haare flogen, fielen nach vorn und legten sich wie ein dünner Schleier über ihre kleinen Brüste.

»Sieh her!«

Es war ein Befehl. Sie wollte nicht, aber sie konnte nicht anders, denn die Stimme übte auf sie diese faszinierende und gleichzeitig suggestive Wirkung aus.

Deshalb stierte sie den Kunden an!

Sie glaubte daran, daß er es gewesen war, der ihr diesen Befehl gegeben hatte, obwohl er kein Wort gesagt hatte, sondern nur gedankliche Order gab.

Sie schaute zu ihm.

Und da sah sie ihn zum erstenmal deutlicher.

Nein, nicht ihn, sondern seine Augen.

Zwei waren es. Wie bei jedem normalen Menschen. Als ihr dieser Vergleich in den Sinn kam, mußte sie lachen. Konnte man diesen Besucher überhaupt als einen Menschen bezeichnen? Wohl kaum, denn er besaß keine menschlichen Regungen. Er hatte nichts gezeigt. Weder Freude, ein Lächeln noch eine Geste.

Nichts…

Bis auf die Augen!

Kalt und unbarmherzig war der Blick. Dazu stechend und alles durchdringend wie ein Laserstrahl. Auch Sayana fühlte durch diesen seltsamen gedanklichen Strahl ihr Gehirn regelrecht angebohrt, so daß ihre eigenen Gedanken ausgeschaltet wurden und sie sich allein auf das Augenpaar konzentrierte.

Killeraugen!

Ja, das war es!

Augen, die morden konnten und immer größer wurden. Dies geschah in einer kurzen Zeitspanne, sie schienen plötzlich zu explodieren, zu blauen, kalten Sonnen zu werden, und im nächsten Augenblick bekam die Japanerin die Wirkung voll zu spüren.

Sie schrie auf!

Es war der Schmerz, der sie so reagieren ließ. Ein stechender Schmerz, und jedes blaue Lichtteilchen, das die Kabine ausfüllte, schien auf ihrer Haut zu stechen und wie ein kleines Messer in ihren

Körper eindringen zu wollen.

Es war grauenhaft.

Das Licht war da. Ein Monster, nicht greifbar und dennoch alles verschlingend.

Es fraß die nackte Frau!

Niemand sah ihren Todeskampf, er war zu schrecklich, und nicht einmal Schreie drangen aus ihrem Mund.

Sie blieb stumm und starb lautlos.

Die Gestalt mit den blauen Augen aber verschwand. Sie löste sich kurzerhand auf, denn sie hatte ihre Zeit genau eingehalten, da in der kleinen Box in diesem Augenblick die Lampe hektisch aufflackerte.

Die Show war zu Ende.

Und dies im wahrsten Sinne des Wortes…

***

»Wo ist Sayana?« Der hünenhafte Kerl zischte die Frage durch die Zähne und schaute die drei im Aufenthaltsraum hockenden Mädchen unter seinen dichten Brauen scharf an.

Fanny übernahm die Antwort. »In der Kabine. Sie ist geholt worden, das weißt du doch.«

»Klar, aber die Zeit ist um.«

»Dann wird sie ja kommen.«

»Sie hätte schon da sein müssen«, knurrte der Mann. »Zeit ist Geld, verdammt. Die soll wieder auf die Scheibe.«

»Bisher ist noch Lilly drauf.«

»Und dann gehe ich«, meldete sich eine Rothaarige mit leiser Stimme.

»Meinetwegen.« Der Mann winkte ab. Aus seinem Gürtel schaute der Griff eines Schlagstocks hervor. Er benutzte ihn nicht nur bei den Mädchen, auch bei aufmüpfigen Kunden. »Also, wo ist sie?«

»Soll ich sie suchen?« fragte Fanny.

»Ja, tu das. Ich habe die Box von außen schließen lassen.« Der Kerl stülpte die Unterlippe vor. »Wenn ich die zwischen die Finger kriege, setzt es was«, versprach er.

Fanny wollte abschwächen. »Vielleicht ist ihr schlecht geworden«, sagte sie.

»Das kann sie sich bis nach der Schau aufsparen. Wir zahlen hier für Leistung, und ihr habt sowieso schon sehr lange Pausen. Das gibt es woanders nicht.«

Fanny hätte ihm gern eine entsprechende Antwort gegeben, aber sie ließ es bleiben, denn sie wollte nicht noch einmal den verfluchten Schlagstock spüren. Der Mann wartete.

Die anderen Mädchen sagten nichts. Sie hielten die Köpfe gesenkt, als würden sie sich wegen ihrer Blöße vor dem Kerl schämen. Der ließ

seine Blicke über die Körper der Mädchen wandern. Die Rothaarige gefiel ihm, und er beschloß, sie am Abend mit in seine Bude zu nehmen. Sie fehlte nämlich noch in seiner Sammlung. Während der Wartezeit bewegte er seine dicken Finger. Manchmal schloß er sie zur Faust, dann öffnete er sie wieder, zog an jedem Finger, und es knackte widerlich.

Fanny hatte die Tür zum Gang hin nicht geschlossen. Die Wartenden konnten ihre Schritte hören, als sie zurückkam. Auf dem Hinweg waren sie noch forsch gewesen, doch nun klangen sie seltsam schlapp, zögernd und unregelmäßig.

Ohne daß ihnen jemand einen Befehl gegeben hätte, schauten sie zur Tür. Sie hörten auch würgende Geräusche, ein Schluchzen, danach ein Schaben, als würde eine Hand über die Wand fahren.

Etwas war geschehen!

Das merkte auch der Aufpasser. Für einen Moment spürte er den unangenehmen Druck in seinem Magen. Er preßte die Lippen zusammen, spürte die fragenden Blicke der anderen Mädchen auf sich gerichtet und schoß förmlich in die Höhe.

In diesem Augenblick betrat Fanny den Raum!

Sie hatte sich auf eine erschreckende Weise verändert. Zwar trug sie bis auf die hochhackigen Schuhe nichts an ihrem Körper, aber das Gesicht war grauenhaft verzerrt. Es hatte eine grünliche Farbe angenommen, die Lippen zitterten, die Augen wann weit aufgerissen, und sie atmete keuchend und stoßweise.

»Was ist denn los?« schrie der Aufpasser.

Er bekam keine Antwort. Fanny starrte durch seine Gestalt hindurch. Ihr Blick war gläsern.

»Rede!«

»Sayana, sie ist… sie ist…«

»Was ist sie?«

»Tot!«

Das Wort war ein Schrei, und er traf die Wartenden wie ein gewaltiger Schlag. Sie duckten sich zusammen, ihre Gesichter wurden ebenso bleich wie das von Fanny, während die Münder aufklappten, aber kein Laut aus ihnen hervordrang.

Sie konnten es einfach nicht fassen. Zu schlimm, zu schrecklich und unbegreiflich war diese Nachricht.

»Tot?« hauchte der Aufpasser.

»Ja, tot…«

»Wo denn?«

»In der Box!«

Der Mann verzog das Gesicht, als wollte er anfangen zu weinen. Jetzt war das eingetreten, vor dem er sich stets gefürchtet hatte. Ein Todesfall in seiner Show. Das war schlimm, unbegreiflich. Er dachte

daran, daß er nur ein kleines Rädchen im Getriebe war, denn die Mafia kontrollierte dieses Geschäft, und hinter ihr stand ein Name, der Furcht verbreitete.

Logan Costello.

Plötzlich sprang der Mann vor. Sie nannten ihn Sugar, aber er war nicht weich wie Zucker, sondern hart wie Stahl. Das merkte Fanny sehr bald, als seine zehn Finger sich in das Fleisch ihrer Schultern gruben und sie durchgeschüttelt wurde.

»Hast du dich nicht getäuscht? Ist sie wirklich tot?«

»Ja, ja, ja!«

»Und wie ist sie umgekommen?« Er sprühte Speichel in ihr Gesicht. Sie merkte es nicht einmal. »Hat man sie erschossen oder erstochen? Was ist los?«

»Nicht erschossen und auch nicht erstochen. Sie ist… verbrannt!«

Aus Sugars Mund drang ein fauchender Laut. Mit dem einer Katze zu vergleichen.

»Verbrannt?« hauchte er.

Fanny nickte.

Sugar ließ sie los, schleuderte sie zur Seite und tauchte in den Gang.

Die Mädchen warteten zitternd. Fanny ging zu ihrem Platz und nahm eine Zigarette. Dabei schaffte sie es nicht einmal, das Stäbchen anzuzünden, so sehr zitterten ihre Hände.

Eine Kollegin gab ihr Feuer.

Sie rauchte, hustete und würgte. Auch dann noch, als Sugar zurückkehrte. Sein Gesicht war ebenfalls grau, und der brutale Typ hielt eine Hand vor seinen Mund gepreßt.

»Die Bullen«, flüsterte er, »wir müssen die Bullen holen.« Nie in seinem Leben hatte er gedacht, diesen Satz einmal freiwillig zu sagen…

***

Wir standen da und wußten nicht, was wir sagen sollten, weil alles so unfaßbar war.

Vor uns lag etwas, das einmal ein Mensch gewesen war. Ein junger Mensch, eine Frau mit Wünschen, Träumen und Hoffnungen. Was war von ihr zurückgeblieben?

Suko sprach es aus. »Nichts als ein blauer Klumpen«, flüsterte er. »Verdammt, John.«

Dieses Wort hatte ich schon des öfteren in den letzten Minuten gehört.

Es war auch zum Verdammen, einfach grauenhaft, schlimm und kaum in Worte zu fassen.

»Da, sehen Sie selbst, Sinclair«, sagte der Kollege von der Mordkommission. »Und jetzt sagen Sie mir…«

Ich ließ ihn nicht aussprechen. »Das kann ich ebensowenig wie Sie.«

»Schön, daß Sie es zugeben.«

Suko bückte sich. Er hatte sich an unserem Gespräch nicht beteiligt. Wir standen in der engen Tanzbox, in der es nach Schweiß und Parfüm roch. Wie in einem Käfig kam ich mir vor, eingeschlossen, hineingepfercht, einfach unwürdig.

Ich mußte mich schütteln. Man hatte uns gerufen, weil die Kollegen vor einem Rätsel standen, das auch durch Zeugenaussagen nicht gelöst werden konnte.

Da war ein japanisches Mädchen in die Box gegangen, um für einen Kunden zu tanzen. Als die Zeit um war, wunderten sich einige Leute, daß die Tänzerin noch nicht zurückgekehrt war. Man schaute nach und fand nicht Sayana, sondern einen blauen Klumpen, der einmal ein Mensch gewesen war.

Scheußlich.

Aber warum gerade dieses Mädchen? Über diese Frage dachte ich nach, während Suko die Tote genauer untersuchte. War es vielleicht ein Zufall gewesen, daß es ausgerechnet sie erwischt hatte? Daran wollte ich eigentlich nicht glauben. Es gibt ja ungemein viele Zufälle im Leben.

Sie treten öfter auf, als man denkt, aber bei Aktivitäten dämonischer Wesen glaubte ich nicht an Zufälle. Und daß hier bei diesem Mord unnatürliche Dinge mit im Spiel gewesen waren, davon war ich fest überzeugt, und das konnte mir keiner widerlegen.

Was also tun?

Ich schaute auf Sukos Finger. Die Spitzen glitten über den Körper, und sie drangen auch ein.

»Ist die Masse sehr weich?« fragte ich.

Mein Partner nickte. »Ja. Ich würde sie fast mit einem Ghoul vergleichen.«

»Aber es steckt keine Lebensenergie in ihr, oder siehst du das anders?«

»Nein, sie ist tot.«

Es lag auf der Hand, daß dieser Fall an uns ging. Ich wußte auch schon, wie wir unsere Nachforschungen beginnen würden. Da die Tänzerin nicht ohne Motiv ermordet worden war, mußten wir in ihrem Leben und ihrer Vergangenheit herumsuchen. Vielleicht entdeckten wir da einen Hinweis.

Und noch etwas kam hinzu. Der Chef der Mordkommission hatte es mir zugeflüstert. Dieser dreckige Pornoladen gehörte offiziell einem Engländer, doch hinter ihm stand ein ganz anderer. Jemand, der eine Organisation befehligte.

Logan Costello, der Mafioso!

Von ihm wußten wir natürlich einiges. Er hatte mit der Mordliga

paktiert, gehörte zu den Günstlingen der Hölle, und ich hätte wer weiß was darum gegeben, ihm endlich das Handwerk legen zu können. Leider war uns dies bisher nicht gelungen.

Suko kam wieder hoch. Auf seinem Gesicht las ich die Ratlosigkeit.

»Hast du einen Verdacht?«

Er leistete sich ein schmales Lächeln. »Ich weiß nicht so recht. Vielleicht können uns die Chemiker oder die Biologen mehr darüber sagen, wenn sie den Gegenstand untersuchen.«

Gegenstand war die richtige Bezeichnung. Einen Menschen hatten wir hier nicht vorliegen. Man konnte beinahe an eine Materieumwandlung denken.

Es hätte keinen Sinn gehabt, sich noch lange hier aufhalten zu wollen, deshalb verließen wir die Box. Man hatte den Showbetrieb natürlich eingestellt, dennoch hatten sich zahlreiche Menschen vor dem Haus versammelt. In Windeseile mußte es sich herumgesprochen haben, was hier passiert war.

Gern hätte ich mich mit dem eingesetzten Chef des Ladens unterhalten, der allerdings war nicht greifbar. Rechtzeitig genug hatte er sich aus dem Staub gemacht. Wahrscheinlich informierte er im Moment seinen großen Gönner Costello.

So mußten wir uns an den Aufpasser halten, der auf den schönen Namen Sugar hörte.

Mit seinen Mädchen zusammen hockte er im Aufenthaltsraum. Die Girls hatten sich etwas übergezogen, und Sugar sah aus wie ein Schläger aus der finstersten Hafengegend. Massige Schultern, gewaltige Muskeln, die das Streifenhemd fast zu sprengen drohten. Seine weiße Hose zeigte ebensolche Flecken wie der Hemdkragen, und das schwarze Haar glänzte ölig.

Als Suko und ich den Raum betraten, wandten sich uns die Blicke der Anwesenden zu. Der Inspektor schaute auf den hockenden Sugar und machte ihm mit einer Handbewegung klar, daß er sich erheben sollte.

Sugar stand auf.

Suko ging zu ihm und hielt plötzlich den Gummiknüppel in der Hand, der zuvor im Gürtel des Mannes gesteckt hatte. Mein Freund bog die Waffe durch und schaute Sugar an. »Sind das seine Argumente?«

Der Kerl schwieg, und mein Freund stellte den Mädchen fast die gleiche Frage. Er wechselte nur das dritte Wort aus und sagte seine statt deine.

Eine Antwort bekam er trotzdem nicht. Die Tänzerinnen preßten die Lippen zusammen und schwiegen.

»Dann eben nicht«, sagte Suko, steckte die Schlagwaffe ein und bedeutete Sugar durch ein Nicken, daß er sich wieder setzen konnte.

Schwer ließ sich der Aufpasser fallen.

Dann stellten wir unsere Fragen. Suko und ich wechselten uns dabei ab, und wir ließen die Mädchen und den Mann nicht zur Ruhe kommen. Alle gerieten ins Schwitzen. Nach dem Verhör waren wir so schlau wie zuvor.

»Woher kam sie?« Ich wechselte das Thema.

»Wie?« fragte Sugar.

»Stell dich nicht so dumm an. Jeder Mensch hat eine Vergangenheit. Sayana wird doch sicherlich mit der einen oder anderen darüber geredet haben.«

»Mit mir nicht«, antwortete der Schläger.

»Und wie steht es mit euch?« wollte Suko von den Tänzerinnen wissen.

Eine Blonde meldete sich. Sie hieß Fanny und hatte auch die Tote entdeckt. »Mit mir hat sie mal geredet.«

»Dann raus mit der Sprache.«

»Aber nicht viel«, schwächte sie gleich ab und trank den Whisky aus ihrem Glas. »Ihr Vater war Japaner, die Mutter Chinesin. Beide leben nicht mehr. Sie kamen bei einem Brand um.«

»Weiter«, forderte Suko sie auf.

»Mehr weiß ich nicht.«

»Das ist mager, Fanny, sehr mager. Ich glaube Ihnen nicht. Sie wollen uns doch nicht weismachen, daß sie nicht mehr aus dem Leben Ihrer Kollegin wissen?«

»So ist es aber.«

»Was hat sie vorher gemacht?«

»Keine Ahnung. Vielleicht ist sie auf den Strich gegangen. Irgendwie hatte sie bei den Kerlen Chancen, deshalb ist sie ja auch von einem geholt worden.«

»Und über diesen Kunden hätten wir gern mehr gewußt!« Ich wandte mich mit dieser Frage an Sugar.

Der stierte mich an und schüttelte langsam seinen kantigen Schädel.

»Den habe ich nicht gesehen.«

»Schauen Sie sich die Kundschaft nicht an?«

»Nein, nur wenn die Typen Ärger machen.«

»Er hat doch eine Box bestellt, eine Einzelkabine, die…«

»Wir haben nur Einzelkabinen.«

»Ja.« Ich nickte. »Wenn Sie das so sehen, habe ich mich vielleicht falsch ausgedrückt. An wen muß man sich wenden, wenn man eine Einzeltänzerin beschauen will?«

»An die Kasse.«

»Und wer sitzt da?«

»Ich hole die Frau.« Sugar wollte aufstehen. Wir hatten etwas dagegen und schickten Fanny.

Die kam mit einer älteren Frau zurück, deren Körper einem Faß

ähnelte.

Bei jedem Schritt wackelten die Speckfalten in ihrem Gesicht.

»Was ist denn?« Nicht nur ihre Figur war außergewöhnlich, die Stimme ebenfalls. Sie klang rauh, als hätte die Frau mit Whisky und Reißnägeln gegurgelt.

»Die Bullen wollen was von dir wissen, Rosa!« sagte Sugar.

»Schon wieder?«

»Es ist ein Mord passiert«, stellte ich klar. »Jede Aussage ist wichtig. Ihre vielleicht ganz besonders.«

»Ich weiß nichts und habe auch nichts gesehen.«

»Auch nicht den Mann, der sich das japanische Mädchen bestellt hat? Das mußte er doch bei Ihnen - oder?«

»Klar, den habe ich gesehen.«

»Beschreiben Sie ihn!«

»Kann ich nicht.«

»Wieso nicht?«

»Merken Sie sich jedes Gesicht?« Rosa schaute mich an. Auf ihren Speckfalten an den Wangen glänzte der Schweiß und die Schminke. Da konnte auch Puder nichts mehr retten.

»Nein, das nicht. Wenn ich allerdings so einen außergewöhnlichen Job hätte wie Sie, dann…«

Rosa winkte ab. »Was ist am Kassieren schon außergewöhnlich? Ich kann Ihnen nur sagen, daß ich nichts gesehen habe. Mittags herrscht hier immer Hochbetrieb. Da kommen die Bürohengste, um in der Pause mal einen Blick zu riskieren. Ich kann euch nichts sagen, und wenn ihr mich durch die Mangel dreht.«

»Das hatten wir nicht vor. Wie ist es denn mit der Toten? Kannten Sie ihr Vorleben?«

»Nein!«

Da mischte sich Fanny ein. »Moment mal, Rosa hat Sayana mal nach Hause gebracht.«

»Na und?«

»Sie kennen zumindest die Adresse.«

Rosa plusterte sich auf. »Was hat das denn mit ihrem Tod zu tun?«

»Wo wohnte sie?« fragte Suko.

»Auf der anderen Flußseite. Nahe dem Waterloo Bahnhof. Die hatte da eine Bude in einem Abbruchhaus. Hinten im Hof. Ziemlich mies.« Wir bekamen auch die genaue Adresse.

»Und was haben Sie bei ihr gemacht?« hakte Suko nach.

Rosa hob ihre dicken Arme. »Sie nach Hause gefahren. Ist das so schlimm? Ich habe eben ein gutes Herz. Zahlt sich wieder nicht aus, wie man sieht.«

»Waren Sie auch in der Wohnung.«

»Ja, auf einen Reisschnaps.«

»Ist Ihnen etwas aufgefallen?«

»Nein.«

»War die Wohnung klein, groß…«

»Beschissen«, erwiderte sie voller Wut. »Nur eins hat mir gefallen, hat mir sogar imponiert, aber das hing nicht mit der Bude zusammen, sondern mit dem Mädchen. Es war die Ahnentafel.«

Ich wunderte mich. »Sayana hatte eine Ahnentafel?«

»Wenn ich's sage. Ich habe extra danach gefragt und sie dann noch ausgelacht, weil sie sich so ein Ding an die Wand hing. Aber sie ließ sich nicht beirren. Sie sprach von einer großen Ahnenreihe väter- und mütterlicherseits. Auf dieses Ding war sie verdammt stolz und bezeichnete es als ihren kostbarsten Besitz.«

Ich wandte mich an meinen Freund Suko. »Ist das üblich mit diesen Ahnentafeln?«

»Bei manchen schon.«

»Warum bei dir nicht?« fragte ich leise.

»Weil meine Herkunft im Dunkeln liegt.«

Ich grinste. »So siehst du auch aus.«

»Kann ich jetzt gehen?« unterbrach Rosa mit ihrer Kratzstimme unser Gespräch.

»Ja. Falls wir Sie noch brauchen, kommen wir auf Sie zurück.«

Rosa verschwand, während ich mich an Sugar wandte. In diesem Augenblick änderte sich die Situation schlagartig.

Wir alle hörten das Klirren und die schrillen Schreie. Die Geräusche drangen aus dem Innern des Baus. Und zwar von dort, wo sich auch die große Scheibe drehte…

Suko und ich hetzten aus dem Raum!

***

Wie ihr Freund Suko, so stammte auch Shao aus China. Sie hatte Suko in Hongkong kennengelernt, als sie noch Feinde waren. Dann jedoch war es zu einer Wandlung gekommen, die man bei beiden mit dem Wort Liebe umschreiben konnte.

Ja, sie hatten sich verliebt. So stark, daß es Shao nichts ausmachte, Suko nach London zu folgen, obwohl er einem so gefährlichen Beruf nachging.

Eine gemeinsame Wohnung hatten sie in dem Haus gefunden, in dem auch ihr bester Freund, der Geisterjäger John Sinclair, wohnte und beide fühlten sich wohl.

Wenn Shao auch oft Angst um ihren Freund hatte, so gab sie das nie so recht zu. Sie wollte nicht, daß Suko in seinen beruflichen Aktivitäten eingeschränkt wurde.

Auch Shao hatte schon einige lebensgefährliche Abenteuer überstanden und bei einem der letzten hatte sie feststellen müssen,

daß sie eine besondere Person war.

Als sie in die Klauen des Dämons Susanoo geriet, da war ihr klargeworden, daß sie von Amaterasu, der Sonnengöttin, abstammte und ihr sogar ähnelte.[1]

Dies war das bisher einschneidendste Erlebnis in ihrem Dasein gewesen, aber auch dies hatte Shao überwunden, wobei sie von Suko die nötige Unterstützung bekommen hatte.

An diesem Morgen war sie einkaufen gewesen. Einige Spezialitäten, die sie nur in besonderen Läden bekam, weil sie aus China eingeführt werden mußten.

Mit ihrer Korbtasche bewaffnet, verließ sie die U-Bahn und strebte zu Fuß der Wohnung zu. Suko hatte ihr versprochen, an diesem Freitag früh zurückzusein, daraus schien allerdings nichts zu werden, denn bei einem Anruf beim Yard hatte Glenda der fragenden Shao erklärt, daß Suko zu einem Einsatz gerufen worden war. Worum es genau ging, wußte Glenda auch nicht, nur daß eine Peep-Show eine Rolle spielte.

Shao war natürlich überrascht. Bisher hatten Suko und John mit diesen Shows nicht viel am Hut gehabt. So etwas fiel in ein anderes Ressort.

Vom Himmel schien die Sonne. Es war wirklich ein Jahrhundertsommer, der Europa in seinen warmen Fesseln hielt.

Shao hoffte, daß sie am Wochenende Zeit hatte, um zum Strand zu fahren.

Dem Wetter angemessen, war Shao gekleidet. Sie trug einen bunten Sommerrock aus dünnem Stoff, der bei Gegenlicht durchsichtig war.

Unter dem gelben Sonnentop wippten ihre Brüste lustig bei jedem Schritt, und wenn der Wind in das lange Haar fuhr, dann wehte er es hoch. Es war eine schwarze Pracht.

Es befanden sich nicht sehr viele Männer auf der Straße. Diejenigen, die der Chinesin entgegenkamen, riskierten oft mehr als einen Blick. Für eine Asiatin war Shao ziemlich groß, dazu gut gewachsen, und sie achtete sehr auf ihre schlanke Linie.

Im Haus war es kühl. Zunächst fröstelte sie, als sie die Halle betrat und der Portier in seiner Loge strahlende Augen bekam, als er Shao entdeckte.

»Ist das nicht ein Wetterchen heute?« rief er.

»Fast zu heiß«, erwiderte Shao lächelnd.

»Mir gefällt es. Zudem sind die Damen dann nicht so hochgeschlossen!«

Shao lachte. »Lassen Sie das nicht Ihre Frau hören.«

»Die ist Gönnerin. Sie sagt immer, du kannst dir den Appetit draußen holen, aber gegessen wird zu Hause.«

»Das meine ich auch.«

Ein Telefon summte in der Loge. Der Portier wurde abgelenkt, und

Shao ging zum Fahrstuhl. Sie ließ sich nach oben katapultieren und betrat den langen Gang.

Er war ebenfalls klimatisiert, nur die Wohnungen nicht. In ihnen lastete die Hitze. Shao stöhnte auf, als sie ihr Apartment betrat. Durch das Fenster im Wohnraum schien die Sonne, und Shao ließ schnell die Rollos davor, damit sich der Raum nicht noch stärker aufheizte, als er ohnehin schon war.

Das Einkaufen hatte sie zwar nicht angestrengt, dennoch war sie ins Schwitzen gekommen. Sie zahlte eben den Tribut an die drückenden Temperaturen.

Den Einkaufskorb räumte sie leer, stellte die Dinge in den Kühlschrank und ging ins Bad, um sich abzukühlen. Eine lauwarme Dusche würde jetzt guttun.

Wie immer hatte Suko seinen Rasierapparat liegen gelassen. An und für sich war er ein ordentlicher Mensch, aber den Apparat wegzuräumen, daran würde er sich wohl nie gewöhnen.

Seufzend räumte Shao ihn auf, klappte die Türen des Wandspiegels zu, wollte sich abdrehen, als etwas explodierte.

Es war ein grellgelbes Licht. Versehen mit einem strahlend weißen Kern, und er befand sich genau im Zentrum des anderen Lichts. Das wiederum strahlte Shao aus der Spiegelfläche entgegen.

Sie zuckte zurück, riß instinktiv die Hände vor die Augen und berührte mit den Kniekehlen den Wannenrand.

Sie konnte sich nicht erklären, woher das Licht kam, schaute zum Fenster, weil sie damit rechnete, daß die Strahlen der Sonne durch die Scheiben fielen, aber das war nicht der Fall.

Hinter dem Fenster war es zwar hell, doch die Sonne schien nicht direkt darauf.

Dieses grelle Licht mußte eine andere Ursache haben. Das wurde Shao klar, als sie auf dem Wannenrand hockte und die Hände gegen ihre Augen gepreßt hielt.

Natürlich brachte sie den Schein sofort mit Schwarzer Magie in Zusammenhang, auch wenn er noch so hell und grell leuchtete. Da war von irgendwoher etwas gekommen, und die Helligkeit konnte sie auch nicht durch ihre Arme schützen, sie drang trotz dieser Deckung an ihre Augen.

Und sie hörte eine Stimme.

Nicht unangenehm, sondern weich, raunend, dennoch bestimmend, als würde sie von einer Herrscherin stammen, die es gewohnt war, Befehle zu geben.

»Shao, Shao…«, vernahm sie ihren Namen. »Ich hoffe, du hörst mich, Shao…«

»Ja, ich höre dich«, murmelte die Chinesin und blieb auf dem Rand der Wanne sitzen.

»Weißt du, wer ich bin?«
»Nein.«
»Dann will ich es dir sagen, Shao. Denke bitte weit zurück! Versuche dich in eine Zeit hineinzuversetzen, die längst in Vergessenheit geraten ist, als Samurais das Land durchzogen und nach gefährlichen Räuberbanden suchten, die die Menschen terrorisierten. Weit vor dieser Zeit, da kämpften die Götter miteinander und auch gegeneinander. Es gab hohe und niedrige Götter, ich gehöre zu ihnen, und aus meinem Geschlecht stammten zahlreiche Menschen, von denen nur eine Person übriggeblieben ist…«
Shaos Atem glich schon einem Rufen, als sie das nächste Wort hervorstieß. »Amaterasu, die Sonnengöttin!«
»Ja, ich bin es tatsächlich!«
Obwohl Shao mit dieser Antwort gerechnet hatte, war sie sehr überrascht.
Amaterasu! Eine uralte Göttin, ein Wesen auf der Seite des Lichts, das einmal die höchste Göttin der japanischen Mythologie gewesen war, bis sie von Susanoo, ihrem Bruder, vom Thron gestoßen wurde und im Dunkel der Dimensionen verschwand.
Aber sie war nicht vergessen worden. Ihre Diener erinnerten sich noch an sie. So war es der Goldene Samurai, der ihr zur Seite stand und ihr eine Rückkehr auf die Erde ermöglichen wollte. Einen Teilsieg hatte er bereits errungen. Es war ihm gelungen, den Fächer der Sonnengöttin an sich zu nehmen, eine sehr mächtige Waffe, nur wußte der Goldene nicht, wo sich Amaterasu genau befand, denn der Weg in die Dunkelheit war dem Goldenen versperrt. Deshalb hoffte er voller Inbrunst, daß es der Sonnengöttin einmal gelingen würde, ihr Reich zu verlassen und die Länder der Finsternis zu vernichten, wozu auch der Fächer beitragen würde, den sie dann bekäme.
Susanoo aber, ihr feindlicher Bruder, gebot über das Wasser. Er hauste in den Tiefen der Dimensionen und des Meeres. Von dort aus lenkte und steuerte er die Dinge, die der Herrscher der Hölle von ihm verlangte.
Susanoo war Emma-Hoo treu ergeben. Und manchmal gelang es ihm, durch Risse und Spalten im Zeitgefüge seine Dimension zu verlassen und die Erde mit all seinem Schrecken heimzusuchen.
Das alles wußte Shao und brauchte ihr nicht erst gesagt zu werden.
Diese Tatsachen gingen ihr durch den Kopf, als sie auf dem Wannenrand hockte und von der Lichtfülle trotz ihrer Armdeckung geblendet wurde.
»Was möchtest du?« fragte Shao und zitterte dabei, denn sie konnte sich vorstellen, daß die Göttin aus einem sehr triftigen Grund mit ihr Kontakt aufgenommen hatte.
»Ich will dich warnen, Shao.«

»Susanoo?«

»Nein, nicht direkt. Stell bitte keine Fragen, denn die Zeit ist kurz. Eine Legende, die zwischen dem Reich der Mitte und dem der aufgehenden Sonne pendelte, ist erweckt worden. Diese furchtbare Legende hat einen Namen. Ich sage ihn dir jetzt, und präge ihn dir bitte genau ein, es kann möglich sein, daß er sich auch deiner annimmt. Sein Name lautet: Shimada, Herr der 1000 Masken. Merke ihn dir. S-h-i-m-a-d-a!«

Und Shao, die auf die Worte der Sonnengöttin hörte, sprach den Namen flüsternd nach.

»Ja, so heißt er, Shimada. Und er ist bereits unterwegs, um eine grausame Spur zu legen. Er hat Diener um sich versammelt, denn eins möchte ich dir noch sagen und dich damit auch warnen. Ninja!«

Shao zuckte zusammen.

Sie kannte den Begriff Ninja. Hinter ihm verbarg sich eine mörderische Kampftechnik, und Ninjas waren noch stärker als die alten Samurais.

Wenn ein schwarzer Ninja, ein böser also, und ein Samurai aufeinandertrafen, endete der Kampf für den Samurai oft tödlich.

Bisher hatte Shao noch keine Gänsehaut gespürt, nun aber war es soweit. Es lief ihr kalt den Rücken hinab, denn dieser Begriff hatte sie aufgeschreckt.

»Weshalb kommt er?« flüsterte Shao.

»Ich weiß es nicht genau, meine Liebe, aber ich habe etwas gehört. Es kann ein Gerücht sein, doch ich will nicht so recht daran glauben. Er will die Macht, und er will sich von keinem mehr aufhalten lassen, deshalb sucht er die Herrschaft über Zombies, Ghouls und andere Schreckenswesen. Vor langer Zeit hat Shimada im Land der aufgehenden Sonne gewütet, das will er nun fortführen. Zusammen mit seinen schrecklichen Helfern und Dienern. Es sind Lebende und Zombies darunter. Ghouls und andere Horrorgestalten, deshalb macht euch auf etwas gefaßt. Shimada kommt nicht, er ist schon da.«

»Dann müssen wir ihn stoppen!« rief Shao.

»Ich weiß nicht, ob das jemand kann. Wenigstens kein Mensch, denn er wird sich von einem Sterblichen nicht aufhalten lassen. Vielleicht schafft es der Goldene, doch er ist weit, ich kann ihn nicht erreichen. Deshalb wird Shimada wüten können, und er will auch den vernichten, der ihm in die Quere kommen könnte…«

»Sind es Suko oder John Sinclair?« fragte Shao zitternd.

»Nein, es ist ein anderer. Nur einer, aber wenn ich dir den Namen sage, wirst du überrascht sein. Welten prallen bei diesen Kämpfen aufeinander, es wird eine grausame Schlacht sein, die sich sowohl auf der Erde als auch in anderen Dimensionen entscheiden kann!«

»Den Namen, bitte!« flehte Shao.

»Es ist - Xorron!«

Das war eine Überraschung. Oder auch nicht? Shao wußte es nicht, sie hätte es sich eigentlich denken können, denn Xorron konnte man, und das hatte sie den Worten der unsichtbaren Sonnengöttin vernommen, eigentlich mit Shimada vergleichen. Er verfolgte dieselben Ziele wie diese lebende Legende, auch er wollte die Herrschaft über Zombies und Ghouls. Nein, er hatte sie wahrscheinlich. Als letzter der Mordliga war er übriggeblieben, sah man von Lupina einmal ab, und nun war jemand gekommen, der ihm diese Macht streitig machen wollte.

Ein unfaßbares Ereignis - und ein grauenvolles, das man mit Mahlsteinen vergleichen konnte, in die Menschen gerieten und aufgerieben werden konnten.

Xorron kontra Shimada!

Wußte er vielleicht von dieser lebenden Legende? Bereitete er sich schon auf den gigantischen Kampf vor?

Das alles waren Dinge, die Shao durch den Kopf schössen und sie völlig verwirrten. Dies merkte auch Amaterasu, und sie sprach Shao Mut zu.

»Noch ist es nicht soweit. Shimada muß sich erst den Weg zu Xorron ebnen, aber er wird seine Spuren hinterlassen, daran kannst du ihn immer erkennen.«

»Was ist das?«

»Wer ihn als Mensch sieht, ist des Todes. Er ist aus einem See gestiegen, der sich das blaue Auge nennt. Behalte diesen Namen gut, denn wenn du in gnadenlose blaue Augen siehst, dann weißt du, daß er vor dir steht. Sie sind nicht wie die Augen des Dämons Belphégor, sondern viel dunkler, weniger kalt, aber erbarmungsloser und auch grausamer, denn diese Augen töten. Ihre Blicke lassen Menschen zusammenschrumpfen. Und noch eins möchte ich dir sagen: Man nennt ihn auch den Herrn der 1000 Masken. Dies nicht von ungefähr, denn er tritt oft genug verkleidet auf, so daß ihn so leicht niemand erkennt…«

Plötzlich war die Stimme schwächer geworden, und Shao sprang auf.

Sie nahm auch die Hände von ihrem Gesicht weg, schaute nach vorn und bekam mit, wie die gleißende Helligkeit innerhalb der Spiegelfläche allmählich verschwand.

Die Sonnengöttin zog sich zurück.

Shao streckte ihre Arme aus. Zwischen ihnen und den gespreizten Händen schaute sie hindurch, sah den Spiegel und rief verzweifelt den Namen der Sonnengöttin.

Noch einmal bekam sie Antwort. »Vorsicht, Shao, ich will dich nicht auch noch verlieren. Gib acht… sehr stark… die lebende Legende… Shimada…«

»Bleib!« rief die Chinesin. »Bitte…«

»Zu schwach. Die magische Verbindung bricht zusammen. Die Brücke zwischen uns fällt…«

Und kaum war Shao das letzte Wort entgegengeweht, da stand sie wieder inmitten ihrer normalen Welt. Sie sah das Bad, die Dusche, die Vorhänge, das Fenster, die Kacheln…

Nichts wies darauf hin, daß eine uralte Mythologie aus längst vergessener Zeit in die Gegenwart übergegriffen hatte. Doch in dieser Zeit würde man die alten Dinge sowieso nicht begreifen.

Shimada und Xorron!

Diese beiden Namen wirbelten durch Shaos Kopf, als sie mit zitternden Knien das Bad verließ. Sie lief in den Wohnraum und dachte mit Schrecken daran, was passieren würde, wenn sich die beiden Giganten Schwarzer Magie gegenüberstanden. Sollten Menschen zwischen die Fronten geraten, war ihr Tod schon vorprogrammiert. Man mußte alles tun, um dieses zu vermeiden.

Das Telefon stand in greifbarer Nähe, und Shao wählte mit flinken Fingern die Nummer von Scotland Yard…

***

Ich war noch nie in einer Peep-Show gewesen und wußte nur aus »Berichten«, wie es dort aussah und zuging. Auf einer kreisenden Fläche produzierten sich die Mädchen und wurden von den Männern angestarrt, die in ihren Kabinen standen. Man mußte Geldstücke einwerfen, dann hob sich eine Klappe, und der Blick der gaffenden Kerle war frei.

So einfach lief das.

Die schrillen Schreie waren von den Mädchen ausgestoßen worden. Sie hatten ihren Aufenthaltsraum verlassen. Ich sah die blonde Fanny und konnte über ihre Schulter hinweg auf die Scheibe schauen. Sie befand sich etwas erhöht, war mit einem roten Bezug überzogen worden, und auf umstanden keine Mädchen, sondern zwei seltsame Gestalten, die aussahen wie Schatten, so schwarz, so huschend, wobei sie mit Schwertern bewaffnet waren und diese gegen die Sichtfenster der Kabinen hämmerten. Deshalb hatten wir auch das Klirren gehört.

Suko und ich stürmten vor.

Mein Partner nahm sich den linken der beiden vor, ich kümmerte mich um den rechten.

Ein Schwert hatte ich nicht, mit dem ich mich hätte verteidigen können, das war auch nicht nötig, denn die beiden Gestalten wieselten davon.

Ich konnte nicht so schnell schauen, wie sie plötzlich verschwunden waren. Wie aufgelöst, so daß wir, wie vom Donner gerührt, dastanden und uns anschauten.

»Habe ich das geträumt?« fragte Suko.
»Wohl kaum, die waren echt.«
»Verdammt, aber wo kamen sie her?«
Eine gute Frage, auf die ich auch keine Antwort wußte und nur die Glasscherben sah, die auf dem Boden lagen und glitzerten, wenn sie von einem Lichtstrahl getroffen wurden.
»Hast du sie gesehen?«
Suko hob die Schultern. »Sicher, du ja auch.«
»Ich meine genauer.«
»Schwarze Gestalten mit Schwertern. Männer waren es, aber ich sah keine Gesichter.«
»Genau das ist mir ebenfalls aufgefallen«, erklärte ich und dachte nach.
»Wieso sahen wir keine Gesichter? Welchen Grund gab es? Kannst du mir das verraten?«
»Nein, vielleicht hatten sie keine.«
»Aber Schatten waren es nicht. Ich meine damit so Wesen wie aus dem Reich des Spuks. Die waren schon existent. Nur - wie konnten sie auf einmal verschwinden?«
»Frag mich was Leichteres«, sagte Suko und setzte zu einem Gang rund um die Scheibe an. Ich blieb in der Mitte hocken. Eines seltsamen Gefühls konnte ich mich nicht erwehren. Schon jetzt empfand ich es als unangenehm, auf dieser Fläche zu sitzen und eingerahmt von den zahlreichen Guckfenstern zu sein, wovon nur einige wenige zerbrochen waren. Das Glas der Scheiben schimmerte matt. Man konnte nicht erkennen, wer dahinterstand.
Ich schaute in die Höhe. An der Decke befand sich ein kleiner Kreis aus Lampen. Sie konnten wahrscheinlich zentral gesteuert werden und ihr Licht nach unten gießen.
Ich dachte noch über die Gegner nach. Zu einem Ergebnis kam ich nicht.
Huschende Wesen mit blitzenden Schwertern. Dahinter konnte sich ziemlich viel verbergen, nur auf die richtige Erklärung würden wir wohl so leicht nicht kommen.
Ich sah die Mädchen, die es in ihrem Raum nicht ausgehalten haben und vorsichtig ankamen.
Fanny pickte ich mir heraus. »Kommen Sie doch mal her!«
Sie kam und betrat die Schaufläche. Diesmal zögernd und nicht auf Wirkung bedacht. Den dünnen Mantel raffte sie vor der Brust zusammen, ihr Gesicht wirkte alt und grau.
»Sie haben die Schreie gehört?« fragte ich sie.
»Ja.«
»Und keinen gesehen?«
»Doch.« Fanny verzog das Gesicht und bekam gleichzeitig eine

Gänsehaut. »Das waren Schatten.«

»Von Menschen?«

Die Stripperin dachte einen Moment nach und nickte heftig. »Natürlich von Menschen, die sprachen sogar miteinander. Sie zischten sich etwas zu und schlugen gegen das Glas. Dabei stießen sie so komische Schreie aus. Mir kam es so vor, als wollten sie alles zerstören.«

Ich drehte mich zu Suko um. »Weshalb?«

»Um Spuren zu verwischen«, sagte mein Partner.

»Das ist möglich.«

»Aber welche Spuren?« fragte Fanny.

»Darüber müssen wir uns den Kopf zerbrechen, nicht Sie«, erklärte ich ihr. »Meiner Ansicht nach hängt dieser Aufwand mit Sayana zusammen.«

»Und mit Costello?«

»Das ist auch möglich.«

»Wer ist das, Costello?« fragte Fanny.

»Ein Mann«, erwiderte ich und lächelte, das jedoch verging mir, denn auf einmal bemerkte ich den kalten blauen Schein.

»John, die Augen!« rief Suko.

Fanny begann zu schreien. Es hörte sich an wie eine Sirene. Da sie direkt hinter mir stand, brauchte ich mich nur umzudrehen und sah sie in ihrer verkrampften Haltung, die Hände zu Fäusten geballt und gegen die Stirn gepreßt.

Ihr Blick war dabei auf eines der Sichtfenster gerichtet. Den Grund erkannte auch ich.

Es waren zwei Augen.

Kalt, blau, gnadenlos und gefährlich!

Dieser Mörderblick traf mich wie eine Eisdusche. Ich fühlte in meinem Kopf einen Schlag und vernahm Sukos Stimme.

»John, die sind überall. Schau nicht direkt hinein. Die machen dich fertig…«

Ich drehte mich und sah die Augen tatsächlich an. Sie befanden sich in allen noch nicht zerstörten Sichtfenstern.

Im ersten Augenblick wurde ich an Belphégor erinnert, den Hexer mit der Flammenpeitsche. Auch er besaß diese schrecklichen Augen, die voller Grausamkeit steckten, aber diese hier waren dennoch anders. Sie wirkten dunkler, gleichzeitig glasiger; grausame Ovale, in denen alles Böse steckte, was die Welt bereithielt.

Mich irritierte ihr intensives Blau!

Hatte nicht auch das getötete Mädchen eine blaue Haut gehabt? Natürlich. Wenn ich beides zusammennahm, mußte es zwischen den Augen und dem toten Mädchen einen Zusammenhang geben.

Fanny schrie noch immer.

Suko hatte sich abgedreht, er schaute zu Boden und hielt gleichzeitig seinen Arm gegen den oberen Teil des Gesichts gepreßt. »Wir müssen weg, John!« hörte ich seine Stimme. »Verdammt, diese Augen sind gefährlich. Sie können uns vernichten…«

Ich packte mir Fanny. Sie war dabei, in die Knie zu sinken. Ihr Gesicht hatte bereits einen bläulichen Schein angenommen. Sie zitterte und fror am gesamten Körper. Es ging bei ihr um Sekunden. Lange durfte ich nicht zögern, sondern packte das Mädchen und schleuderte es von der Drehfläche herunter.

Suko passierte mich ebenfalls. Auch er hatte es nicht mehr aushalten können, stoppte im Gang und schüttelte sich. Dabei holte er keuchend Atem.

Ich schaute noch einmal zurück.

Die Augen waren verschwunden!

Statt dessen aber wurde die kreisrunde Fläche von einem bläulichen Schimmern erhellt, das sie genau abgrenzte und nicht einmal eine Fingerbreite überstand.

Mein Instinkt alarmierte mich. Ich glaubte daran, daß in den nächsten Sekunden etwas Schreckliches geschehen würde. Und ich hatte mich nicht getäuscht.

Plötzlich öffnete sich die Fläche.

Ich sprang bereits zurück, und das war mein Glück. Aus der Öffnung fauchte eine bis zur Decke reichende, intensiv blaue Flamme, die sich da oben wie ein Pilz ausbreitete, so daß die Verkleidung dort sofort Feuer fing.

Es gab eine puffende Explosion. Die tanzenden Flammen blendeten mich. Ich drehte mich um, tauchte auch in den Gang ein, und mein Alarmschrei alarmierte die anderen.

»Feuer!«

Eine panische Flucht begann. Zum Glück waren nicht sehr viele Personen anwesend. So kam es, daß sie sich nicht gegenseitig behinderten, als sie zum Ausgang rannten.

Ein rothaariges Mädchen rannte mir genau vor die Füße. Ich schnappte mir die Kleine, schob sie vor mir her, während wir von den züngelnden Flammen und den schwarzgrauen Rauchwolken verfolgt wurden. Durch die offene Eingangstür blies der Wind, so daß Durchzug entstand und das Feuer noch stärker anfachen konnte.

Auf der Straße sah ich Suko nicht. Ich schaute mich um. Menschen eilten herbei, mein Blick glitt an der Hausfassade hoch. Über den Räumen der Peep-Show existierten noch zwei Etagen. Dort befanden sich zahlreiche Zimmer, die stundenweise vermietet wurden. Mehrere Fenster wurden aufgestoßen. Erschreckte Gesichter erschienen, zwei Mädchen begannen zu schreien und mußten husten, weil die aus der Tür quellenden Rauchwolken in die Höhe trieben.

Sirenengeheul war zu hören. Die Feuerwehr rollte an, und ich sah auch Suko neben mir auftauchen. Sein Gesicht glänzte schweißnaß.

»Hast du die Feuerwehr gerufen?«

»Ja.«

Das Schreien der Mädchen hörte nicht auf. Zwei Männer torkelten aus dem Eingang. Sie hatten ihre Kleidungsstücke hastig zusammengerafft und hielten sie vor sich. Wahrscheinlich waren die Typen bei den Mädchen in den Zimmern gewesen.

Eines wollte aus dem Fenster klettern.

»Nein, nicht!« schrie ich, während hinter mir der Ring aus Gaffern immer enger wurde.

Das Girl hörte nicht.

Es sprang.

Dabei schrie es, erreichte das Pflaster auf dem Gehsteig, brach zusammen und kippte zur Seite. Ich war sofort bei ihm und schaute in ein Gesicht, dessen Augen schockgeweitet waren.

Neben mir stoppte der rote Wagen der Feuerwehr. Männer sprangen herab, sie drückten mich zur Seite, da ich ihnen im Weg stand. Auch das zweite Mädchen war gesprungen. Suko kümmerte sich um die Kleine.

Wir zogen uns bis hinter den Wagen der Feuerwehr zurück und hörten die nächste Sirene.

Es kamen noch zwei Fahrzeuge. Eines davon war ein großer Löschwagen, das zweite ein Gefährt der Ambulanz.

Helfer nahmen mir das Girl ab. Ich war ihnen dankbar dafür, suchte Suko und fand ihn ganz in meiner Nähe.

»Das hätte ins Auge gehen können«, sagte mein Freund.

»Leider.«

»Hast du eine Erklärung?«

Er bekam noch keine Antwort, denn ich schaute den ersten dicken Wasserstrahlen zu, die aus den Schläuchen schössen und zielsicher ihren Weg in die zerstörten Fenster fanden.

Drei Männer rannten mit zwei Schläuchen ins Haus. Sie trugen Atemschutzgeräte, während sie in der Hölle aus Qualm und Flammen verschwanden.

»He, ich warte auf eine Antwort.« Suko stieß mir seinen Finger in die Seite.

»Ich weiß es nicht!« gab ich ehrlich zu. Damit hatte ich nicht gelogen. Ich wußte wirklich nicht, was das alles zu bedeuten hatte. Uns waren die beiden schattenhaften Gestalten über den Weg gelaufen. Wir hatten Schwerter blitzen sehen, dann waren die Augen erschienen und bewiesen uns, wie gefährlich sie sein konnten.

Wer steckte dahinter?

Das Wasser rauschte in das Haus. Gewaltige Strahlen mit hohem

Druck aus den Düsen gepreßt. Schäumende, lange Arme, die das Feuer und die Glut bekämpften.

Das Dach brannte noch nicht. Wasserstrahlen kippten fontänenartig darauf nieder und näßten es, damit das Feuer weniger Chancen hatte, es zu zerstören.

Auch die Nachbarhäuser bekamen die Strahlen mit. Die Männer der Feuerwehr wollten unter allen Umständen ein Ausbreiten des Brandes verhindern.

Sie bekamen das Feuer unter Kontrolle. Es war daran zu merken, daß die Rauchwolken eine andere Farbe annahmen. Sie waren jetzt nicht mehr so schwarz oder dunkelgrau, sondern wesentlich heller, fast schon weiß.

Keine Gefahr mehr. Nur die verdammte Peep-Show-Bude war hin. Nicht schade darum.

Ich wollte mich schon abwenden, als ich zufällig noch einmal zum Dach hochschaute.

In dem Rauch stand eine Gestalt. Auch Suko hatte sie gesehen. Wie ich starrte er hoch und hielt den Atem an.

Im ersten Augenblick glaubte ich ebenfalls an ein Schattenwesen, aber es war eine Gestalt aus Fleisch und Blut. Sie hatte sich auf dem First aufgebaut, den rechten Arm in die Höhe gereckt, und aus ihrer Faust ragte ein gewaltiges Schwert.

»Shimada!« hörten wir einen Ruf, dann war die Gestalt verschwunden, und wir schauten uns nur an.

Beide reagierten wir gleich. Und fast hätte ich auch die gleichen Worte gesagt wie Suko.

»Es klang wie ein Schwur«, flüsterte mein Partner.

Ich gab ihm recht. Aber wer, zum Teufel, war Shimada? Noch wußten wir nichts, aber wir sollten ihn kennenlernen. Näher und besser, als es für uns gut war…

***

Die Umgebung des Waterloo-Bahnhofs konnte man wirklich nicht als feine Gegend bezeichnen. Hier also hatte Sayana gewohnt. In einem Hinterhaus, wie wir wußten, dabei sahen die Vorderfronten der Bauten schon so aus, als würden sie in den nächsten Tagen abgerissen. Wie mußte das Bild erst an der Rückseite sein!

Ich hatte Angst um meinen Bentley, denn einige Typen beobachteten das Fahrzeug mit gierigen Blicken. Als wir ausstiegen, zogen sich die Kerle zurück. Sie alle, die hier lebten, besaßen so etwas wie einen siebten Sinn. Die rochen, wenn sich Polizisten näherten, und als solche schienen sie uns eingestuft zu haben.

An einem abgerissenen Haus gingen wir vorbei, liefen über einen schmalen Weg und gelangten an die Rückseite des Hauses, wo die

Japanerin ihre Wohnung gehabt hatte.

Dort mußten wir uns erst einmal orientieren. Man konnte die Wohnung auf zwei Wegen erreichen. Über alte Feuerleitern und durch einen normalen Hintereingang.

Im Hof hing Wäsche. Vom Bahnhof her hörten wir das Geräusch der anfahrenden Züge. Kinder schauten uns aus großen Augen an. Die Kleinen waren zumeist dunkelhäutig. Wer hier lebte, war kein Europäer. Meist kamen die Menschen aus den ehemaligen englischen Kolonien.

Im Haus hatte sich die Hitze gestaut. Auf der Treppe, die nach oben führte, hockten zwei Jugendliche und kifften. Weiter oben würfelten drei Männer.

Sie alle schauten uns an.

»Polizei«, sagte ich. »Wo wohnt Miß Sayana?«

Zunächst bekamen wir keine Antwort. Bis einer der Würfelspieler, ein magerer Neger in die Höhe wies. »Erste Etage«, sagte er.

»Danke!«

Wir schoben uns an den Typen vorbei. Der säuerliche Schweißgeruch schlug mir auf den Magen.

In einem Flur fanden wir uns wieder. Drei Türen standen zur Auswahl.

Wir nahmen die rechte, weil sie mit roter Farbe gestrichen worden war.

Das Zeug roch sogar noch.

Natürlich war die Tür verschlossen.

In Anbetracht der Lage nahmen wir unseren Dietrich und öffneten.

Als wir sie nach innen drückten, wehte uns süßlicher Parfümmief entgegen.

Suko machte den ersten Schritt und blieb, wie vom Donner gerührt, stehen. Der Angreifer schien aus der Luft zu kommen, so schnell war er, und im nächsten Augenblick raste ein Schwert auf meinen Freund zu…

***

Der Mann mit dem Granitgesicht hatte alles erfahren. Er wußte von dem schrecklichen Mord, und er hatte auch gehört, was mit dem Mädchen geschehen war.

Das interessierte ihn nicht. Eine Stripperin mehr oder weniger, was machte das schon, für ihn allein war der Umstand interessant, wie die Kleine ums Leben gekommen war.

Kein normaler Mord, sondern eine Tötungsart, die schon einem Zerschmelzen glich.

Und das wühlte ihn auf.

Der Mann regierte über ein gewaltiges Imperium. Er war König der

Londoner Unterwelt. Ein eiskalter Verbrecher und Killerfürst, der kein Pardon kannte. Nicht umsonst stand Logan Costello soweit oben, aber er hatte es nicht nur aus eigener Kraft geschafft, sondern auch Hilfe in Anspruch genommen. Dies von einer Seite, die man mit dem Wort Hölle umschreiben konnte.

Costello hatte mit Dämonen und ihren Helfershelfern paktiert. Jahrelang ging dies gut, bis es zu einigen einschneidenden Veränderungen innerhalb der dämonischen Hierarchie kam und sich die Mordliga, Costellos großes Rückgrat, allmählich auflöste.

Damit war auch sein Kontakt zu anderen Wesen stark reduziert worden, und eigentlich atmete er auf, denn er konnte es nicht ab, daß es Wesen gab, die ihm nicht nur überlegen waren, sondern die ihn auch nach ihrer Pfeife tanzen ließen.

So genau hatte es in der Vergangenheit ausgesehen. Nun aber konnte sich Costello mehr um seine eigenen Geschäfte kümmern. Das bedeutete die Kontrolle über den Rauschgiftmarkt, die Prostitution, Glücksspiel, aber auch Dinge, die völlig legal liefen, wie das Baugeschäft in gewissen Sanierungsgebieten. Dort wurden dann mit dem schmutzigen Geld Grundstücke gekauft und die Millionen auf diese Art und Weise reingewaschen.

Logan Costello hatte sich in letzter Zeit stark um diese Geschäfte gekümmert und dämonische Aktivitäten völlig aus den Augen verloren.

Nun aber war er durch den Mord an dieser Stripperin wieder daran erinnert worden.

Costello war nicht allein. Wenn es Probleme gab, die beraten werden mußten, holte er sich einen Mann, der in der Organisation eine glänzende Karriere gemacht hatte. Auf Mafiakosten hatte er studiert und sein Examen glänzend beendet.

Jetzt fungierte er als Jurist der »Ehrenwerten Gesellschaft«, und er war gleichzeitig Costellos Anwalt. Sein Name lautete Paul Sorvino.

In Costellos Arbeitszimmer saßen sich die beiden gegenüber. Durch die hohen Fenster sickerte nur wenig Licht. Eine Klima-Anlage sorgte stets für eine gleichbleibende Temperatur.

»Kann mir dieser Mord schaden?« wollte Costello wissen.

Sorvino lächelte mokant. »Ein Mord schadet immer, Logan.«

Costello schüttelte den Kopf. »Das weiß ich auch. Aber man wird nachhaken, das ist es doch. Du weißt selbst, wie die Kleine umgekommen ist. Ich sage dir etwas. Das war kein normaler Mord, da haben andere Kräfte ihre Hände mit im Spiel gehabt.«

»Und welche?«

Costello lachte auf. »Wenn ich das wüßte. Hast du denn nichts über unsere Spitzel erfahren?«

»Schon. Deine Freunde waren wieder da.«

Sorvino brauchte die Namen erst gar nicht zu sagen, der Mafioso wußte auch so Bescheid. Er stemmte seine Hände gegen die Kante des Schreibtischs und rollte auf dem Stuhl zurück. Dabei schoß ihm das Blut in den Kopf. »Sinclair, nicht wahr?«

»Ja. Und dieser Chinese.«

»Klar, die beiden sind ja wie Zwillinge.« Costello schwitzte plötzlich. Mit einem blauen Tuch putzte er die Stirn ab. Er atmete schneller. »Wenn die beiden mitmischen, ist es klar, daß es sich nicht um einen normalen Mord handelt. Hier haben andere Mächte ihre Finger mit im Spiel, wobei ich mich frage, aus welchem Grunde es ausgerechnet mich erwischen mußte?«

»So weit bin ich nicht.«

Costello winkte ab. »Ich will auch keine Antwort von dir haben. Denke lieber über die Hintergründe nach. War es Zufall, daß es diese Japanerin erwischt hat, oder steckte System dahinter?«

»Ich tippe auf letzteres.«

»Aber damit hatte ich nichts zu tun«, regte sich Costello auf. »Bisher bin ich mit der japanischen Mythologie nicht in Berührung gekommen.«

»Gehst du davon aus, daß es sich nur um die eine handeln kann?«

»Möglich.«

»Reichen deine Geschäfte bis Japan?« erkundigte sich der Anwalt.

Costello runzelte die Stirn. »Es gab da einige lockere Verbindungen zu den japanischen Kollegen, den Yakuza-Leuten.«

»Auch Konkurrenz?«

Costello räusperte sich wütend. »Das müßtest du doch besser wissen«, sagte er. »Wer ist denn so gut über meine Geschäfte informiert. Das bist du doch.«

»Klar, schon. Ich wollte auch nur wissen, ob du privat etwas angeleiert hast.«

»Nein.« Costello zündete sich eine Zigarette an. Er war wütend und sauer. Seine Stirn hatte er in tiefe Falten gelegt. Er regte sich besonders darüber auf, daß er nicht so recht überblicken konnte, wohin die Sache noch führte. Der Mord an dieser Tänzerin gab ihm Rätsel auf, und deswegen eine Verbindung nach Japan zu suchen, erschien ihm auch ziemlich gewagt.

Wenn auch nicht ausgeschlossen…

Costello seufzte. Er schaute dem grauen Rauch nach und nickte versonnen. »Ich glaube, Paul, wir bekommen Ärger. Irgendwie spüre ich das.«

»Dem Ärger mit den Bullen sind wir bisher immer gut aus dem Weg gegangen«, erwiderte der Anwalt. »Da brauchen wir uns keinerlei Sorgen zu machen.«

»Den meine ich auch nicht«, erklärte Costello. »Ärger mit

schwarzmagischen Dingen.«

Sorvino rann eine leichte Gänsehaut über den Rücken, als er seinen Boß so reden hörte. Der Anwalt wußte mittlerweile, daß die Schwarze Magie existierte. Er hatte sie allerdings nie akzeptieren wollen. Sie war ihm zu unheimlich, zu undurchsichtig, und er überließ es Logan Costello, da gewisse Entscheidungen zu treffen, während er sich lieber mit den realen Dingen befaßte.

»Ist das nicht vorbei?«

Costello schüttelte den Kopf. »Wenn du einmal in dem Kreislauf drinsteckst, bist du bis ans Ende aller Tage gefangen. Schließlich hat uns die Schwarze Magie auch große Vorteile gebracht, das brauche ich dir ja nicht extra zu sagen.«

»Du hast recht. Aber wer ist noch übrig von deiner einst so berühmten und berüchtigten Mordliga?«

»Nur Xorron!«

Da lächelte Paul Sorvino spöttisch. »Was willst du mit diesem Monstrum?«

»Ich nichts, aber vielleicht kann er mich schützen, wenn es darauf ankommt.«

»Weißt du, wo er steckt?«

»Nein!« Costello war ehrlich.

Sorvino stemmte sich aus seinem Stuhl hoch. »Dann sehe ich um deinen Schutz schwarz, mein Lieber.« Er schaute auf seine Uhr. »Du mußt mich entschuldigen, aber ich habe Termine.«

Costello winkte ab. »Sicher, sicher. Geh schon, ich halte dich nicht auf.«

»Bis später dann.«

Als ihn der Anwalt verlassen hatte, verfiel Logan Costello in ein nachdenkliches Brüten. Er hatte die Stirn gerunzelt und stützte sein Kinn auf die Hand. Ihm war die Sache nicht geheuer, er ahnte etwas, doch er wußte nicht, aus welcher Richtung es auf ihn zukam. Und das zerrte an seinen Nerven.

Japan!

Immer wieder kam er auf den Namen dieses Landes zurück. Das konnte nicht nur mit dem Tod der Tänzerin zusammenhängen, es mußte noch einen anderen Grund haben.

Costello wußte ihn nicht. Noch nicht. Dennoch hatte er die richtigen Ahnungen, denn Shimada hatte ihn bereits aufs Korn genommen…

***

Mir war es ein Rätsel, wie Suko so schnell reagieren konnte. Jedenfalls schaffte er es, dem sausenden Schwerthieb zu entgehen, und er riß, während er nach unten tauchte, seinen Gegner noch mit um, so daß beide in die Wohnung hineinkatapultiert wurden.

Ich stand noch auf der Schwelle und kam erst jetzt dazu, meine Eindrücke aufzunehmen.

Zwei Gestalten sahen wir uns gegenüber. Beide waren gleich angezogen, so daß sie auch wie Schatten wirkten. Sie trugen pechschwarze Tücher um ihre Körper gewickelt. Die Tücher bedeckten sogar den Kopf und ließen zudem nur die obere Hälfte des Gesichts frei, so daß die Augen und die Nase zu sehen waren.

In den Händen hielten die Männer Schwerter mit dünnen Klingen, so daß sie schon an überlange Messer erinnerten, und jedesmal, wenn die Schwerter durch die Luft gezogen wurden, vernahm ich ein gefährliches hohes Pfeifen, dessen Nachklang bei mir auf dem Rücken eine Gänsehaut hinterließ.

Ein wirklich widerliches Geräusch, das plötzlich lauter wurde, als der Kerl mit gespreizten Beinen hoch und auf mich zuspringen wollte. Dabei hielt er seine Waffe mit beiden Händen umklammert. Das blitzende überlange Messer jagte wieder von oben nach unten und hätte mich bestimmt in zwei Hälften gespalten, wäre es mir nicht gelungen, mich zurück in das Treppenhaus zu wuchten.

Als ich auf den Boden krachte, fuhr das Schwert zum zweitenmal nieder, und ich mußte mich zur Seite rollen, so daß die Klinge neben mir ein Brett aus dem Bodenbelag auffetzte.

Erst jetzt gelang es mir, mich zu wehren. Ich schwang herum und trat mit beiden Beinen zu.

Ein guter Treffer. An der Hüfte erwischte ich meinen Gegner, doch ich hatte das Gefühl, gegen Beton zu treten, so wenig machte ihm der Stoß aus.

Aber er kam aus dem Gleichgewicht und mußte zurück. Vor einem lukenartigen Fenster fing er sich wieder und griff sofort an.

Dabei bewegte er nicht nur seine Beine, sondern auch das Schwert. Und wie er das handhabte. Weiterhin mit beiden Händen den Griff umklammernd, zerschnitt die schmale Klinge widerlich pfeifend die Luft. Einmal kam sie von links, dann von der anderen Seite, und sie wurde so schnell geschlagen, daß ich das Gefühl bekam, vor mir zwei Schwertklingen zu sehen.

Gott, wenn das so weiterging, erwischte er mich irgendwann.

Ich kam nicht einmal dazu, meine Beretta zu ziehen, weil ich mich zu sehr auf diese Gestalt konzentrieren mußte, und ich glaubte inzwischen auch zu wissen, wen ich vor mir hatte.

Einen Ninja-Kämpfer!

Vor der Treppe drehte ich mich, packte das Geländer und sprang einige Stufen hinab.

Für einen Moment zeigte sich mein Gegner irritiert. Er zögerte mit den nächsten Schlägen. Ich setzte alles auf eine Karte, stemmte mich ab, zog den Kopf ein und rammte ihn in den Magen des Kämpfers.

Ein Volltreffer!
Er flog zurück, und auch ich stolperte vor, und als ich mich wieder gefangen hatte, befand er sich bereits in der Wohnung.
Da zog ich die Beretta.
Irgendwie mußte er spüren, daß dieses schwarze Ding in meiner Hand nicht so harmlos war, wie es aussah, denn er flog zur Seite und verschwand, noch bevor ich abdrücken konnte, in einem Raum, den ich erst nach den nächsten Schritten einsah.
Ich entdeckte ihn am Fenster.
Aus einem anderen Zimmer hörte ich Kampfgeräusche. Dort schlug sich mein Freund Suko mit dem zweiten herum.
Hoffentlich packte er ihn auch. Dann feuerte ich.
Diesmal entging er mir nicht. Ich hatte ihn nicht töten wollen, sondern auf sein Bein gezielt. Die Kugel traf ihn in den linken Oberschenkel.
Er klang grunzend und ächzend. Aber ich hatte den Schwarzen nicht ausgeschaltet, das merkte ich sehr schnell, denn er katapultierte sich rückwärts aus dem Fenster.
Als die Scheibe klirrte, befand ich mich bereits in Bewegung, um erkennen zu müssen, daß ich zu spät kam. Mit wehender Montur verschwand er, auch mein silbernes Geschoß hatte ihn nicht stoppen können.
Um lange Überlegungen anstellen zu können, besaß ich nicht die Zeit.
Ich wollte ihn haben, ihn stoppen, denn er stellte eine Gefahr dar.
Deshalb nahm ich die Verfolgung auf. Keine Sekunde zögerte ich, war mit wenigen Schritten am Fenster und riß es auf, weil ich nicht von den noch steckenden Scherbenspitzen aufgespießt werden wollte.
Normalerweise hätte ein Mensch in die Tiefe fallen müssen. Nicht so dieser Ninja-Kämpfer. Ihm war es gelungen, eine Feuerleiter zu packen, und die hetzte er nach oben.
Die Hälfte der Distanz zum Dach hin hatte er bereits zurückgelegt. Ich schaute ihm nach und sah ihn seltsam humpeln, meine Kugel mußte ihm doch mehr Ärger bereitet haben, als er zugeben wollte. Das linke Bein zog er immer ein wenig nach. Ich drückte mich aus der Öffnung, drehte mich und nahm sofort die Verfolgung auf.
Seine Schritte hämmerten auf die Metallsprossen. Die Leiter wankte und ächzte. Sie knirschte in der Verankerung, wobei ich hoffte, daß sie mein Gewicht auch noch halten würde, denn ich wollte den gleichen Weg nehmen.
Gnadenlos stach die Sonne vom Himmel. In London herrschten Temperaturen wie sonst nur in Miami.
Ein Wetter zum Faulenzen, aber nicht zum Kämpfen. Leider nehmen Dämonen darauf keine Rücksicht. Ob Sonne oder Schnee, sie gingen

stets ihren Aktivitäten nach.

Ich kam so gut die schwankende Rostleiter hoch. Von der Straße her hatte ich gar nicht gesehen, daß dieses Haus ein Flachdach besaß, wo die Leiter auch endete, nur unterbrochen von den schmalen Plattformen.

Der Ninja wurde langsamer. Er zog sein Bein immer stärker nach, so daß ich aufholen konnte.

Allmählich fühlte ich mich besser. Noch war nichts entschieden, aber ich glaubte inzwischen, daß ich ihn packen konnte. Wenn hin und wieder der Wind über die Hauswand strich, erfaßte er auch die Kleidung des Kämpfers und ließ sie flattern.

Plötzlich blieb er stehen.

Damit hatte ich nicht gerechnet. Ich sah auch, wie der den Kopf drehte und zu mir herabschaute.

Hatte er blaue Augen?

Mir schien es so, dann aber wurde ich von einer anderen Sache abgelenkt, mit der ich nicht gerechnet hatte.

Der Ninja über mir schüttelte sich, und einen Augenblick später fiel mir etwas entgegen.

Es war ein Bein!

Für einen Moment war ich völlig sprachlos. Das Bein raste nach unten.

Es hätte mich getroffen und vielleicht von der Leiter gerissen, doch ich drehte mich, während ich mich gleichzeitig festhielt, so daß ich mit dem Rücken gegen die Hauswand prallte.

Dicht vor meinen Augen tickte das Bein auf eine Stufe. Für einen Moment konnte ich es genau erkennen.

Schwarzes, wie verbrannt wirkendes Fleisch. Ich schüttelte mich, dann war das Bein verschwunden. Den Schreck mußte ich verdauen und konnte mich erst später an die Verfolgung machen, denn der Ninja dachte nicht daran, aufzugeben. Auch mit nur einem Bein schaffte er es, mir zu entkommen.

Er kletterte weiter.

Diesmal allerdings nicht so schnell. Durch den Verlust seines Beines war er schwer gehandicapt, und er mußte hüpfend die Leiter in die Höhe steigen.

Ich holte auf.

Dennoch schaffte ich es nicht, ihn noch vor Erreichen des Dachrandes zu packen. Als ich die letzte Stufe mit meinen Händen greifen konnte, gelang es ihm, sich über die Kante zu drehen und auf das Dach zu legen.

Ich beeilte mich - aber ich mußte auch damit rechnen, daß er an der Dachkante lauerte und mir den Schädel abschlagen wollte, wenn ich mich zeigte.

Deshalb war ich sehr vorsichtig.

Vielleicht warnte mich das Pfeifen, wenn er ausgeholt hatte, doch nichts dergleichen geschah.

Ich konnte über den Rand schauen und sah ihn ein paar Schritte von mir entfernt.

Er hatte leichte Schwierigkeiten und hüpfte weiter, wobei er Deckung zwischen den Schornsteinen suchte, die in unregelmäßigen Abständen auf dem Dach verteilt standen.

An ihnen waren Fernsehantennen befestigt, und ich sah auch die Umrisse einiger Luken, die man von innen hochdrücken mußte.

Der Ninja war trotz seines Handicaps schneller. Er hatte es geschafft, in der Lücke zwischen zwei Schornsteinen einen Platz zu finden. Dort wollte er auf mich warten.

Mit einer zweiten Kugel konnte ich ihn nicht erwischen. Er hatte sich mittlerweile meinen Blicken entzogen, aber ich wußte Bescheid. Mit schußbereiter Beretta näherte ich mich seinem Standort. Ich duckte mich und schlug einen Zickzack-Kurs ein.

Noch immer kam ich nicht über den Anblick hinweg, als er mir das Bein entgegengeworfen hatte. Das war nahezu unfaßbar und unbegreiflich, so etwas ging einfach nicht in meinen Schädel hinein. Da schleuderte jemand sein Bein, das er kurzerhand abgerissen hatte, weil es ihn störte.

So jedenfalls sah ich es.

Auch ich hatte jetzt den Schornstein erreicht. Es war nicht der gleiche, hinter dem auch mein Gegner steckte, sondern einer, der im rechten Winkel dazu stand.

Ich schaute mir meine nähere Umgebung an und sah etwas auf dem Dach liegen, das es normalerweise nicht geben durfte und völlig gegen die Vorschriften verstieß.

Ein dickes, zerschnittenes und vorn blankes Kabel!

Hastig zog ich meinen Fuß zurück. Ich hatte keine Ahnung davon, ob es angeschlossen war, rechnete jedoch mit dem schlimmsten.

Zunächst einmal mußte ich mit dem Ninja rechnen.

Ich hörte ihn.

Obwohl er versuchte, möglichst lautlos aufzutreten, war das bei ihm nicht möglich. Dafür lag zuviel Dreck auf dem Dach. Unter seinen Schritten wurde er zerrieben.

Auch ich ging zurück. Neben mir lag noch immer das Kabel, und mich durchzuckte ein wahnsinniger Gedanke. Wenn es tatsächlich Strom führte, konnte ich die blanken Stellen vielleicht gegen den Körper des Ninja pressen oder auch die Schwertklinge erwischen, die sicherlich einen guten Leiter darstellte.

Falls er kam…

Und plötzlich war er da. Damit hatte ich nicht gerechnet. Auch ohne

sein linkes Bein war er verdammt schnell. Er hatte sich vor mir aufgebaut, behielt auf einem Bein das Gleichgewicht und riß das Schwert in die Höhe, um sofort wieder zuschlagen zu können.

Die Klinge wurde zu einem flirrenden Reflex.

Ich sprang zurück.

Noch traf sie mich nicht, aber ich riß das auf dem Boden liegende Kabel hoch, während ich mit dem Rücken gegen einen Schornstein prallte, und das Kabel mit dem blanken Ende voran, auf meinen Gegner schleuderte.

Hätte er noch beide Beine besessen, wäre es ihm vielleicht gelungen, auszuweichen. So aber hatte er Pech. Das Kabel führte Strom, und das blanke Ende traf sein Schwert.

Ich hörte ein Zischen, ein Knattern und sah eine Funkenspur in die Höhe fliegen. Es roch plötzlich seltsam, und ein bläuliches Licht umtanzte Gestalt und Waffe.

Nicht ein Schrei erklang, aber es hatte den Ninja in seiner schwarzen Kluft voll erwischt, denn er brach vor meinen Augen zusammen. Ich schaute zu, trat danach vorsichtig das Kabel zur Seite und bückte mich, um den Mann zu untersuchen.

Ich wußte nicht, ob ich es schon zuvor mit einem Untoten zu tun gehabt hatte, jetzt jedenfalls war nicht mehr viel zu erkennen. Der Strom hatte ihn voll erwischt. Aus den Löchern seiner Kleidung quoll Rauch, abgegeben von einem verbrannten und allmählich vergehenden Körper.

Mit fünf Fingern fetzte ich ihm den unteren Gesichtsschutz zur Seite und konnte in sein Gesicht schauen.

Es war kein Gesicht mehr, nur eine schwarze, zusammengezogene, widerliche Fläche. Ich schüttelte mich. Als ich meine Faust in seine Schulter drückte, knisterte es unter der Hand, als hätte ich in Blätterteig gestoßen. Das schmale blanke Schwert war leicht gekrümmt. Die Klinge schimmerte bläulich, und sie schien mir an der Spitze etwas geschmolzen zu sein.

Ich schluckte, da ich die toten Augenhöhlen entdeckte. Da war nichts mehr in ihnen. Der blaue Blick war verschwunden. Vor mir lag tatsächlich nur noch eine Hülle.

Erst jetzt kam auch bei mir die Reaktion. Ich fühlte mich ziemlich wacklig auf den Beinen, denn sehr leicht hätte der Kampf auch zu meinen Ungunsten ausgehen können.

Etwas zitternd schritt ich vor bis zum Dachrand. Dort blieb ich stehen und atmete ein paarmal durch. Im Hof hatten sich Menschen versammelt, die zum Dach hochstarrten. Ihnen mußte das Bein des Ninja direkt vor die Füße gefallen sein.

Ich schauderte. Trotz der Hitze kroch über meinen Rücken ein Kälteschauer.

Plötzlich fiel mir Suko ein. Von ihm hatte ich noch nichts gesehen und gehört.

Einen Schritt mußte ich nach rechts gehen, um das Ende der Feuerleiter zu erreichen. Sie hatte den Hinweg überstanden und würde den Rückmarsch hoffentlich ebenfalls aushalten.

Ich drehte mich, betrat die Leiter, hielt mich an den Rändern fest und kletterte nach unten. Dabei schwankte und knirschte die Treppe. Zwei Plattformen mußte ich überwinden, um das Fenster zu erreichen, durch das ich auch ausgestiegen war.

Ich warf einen Blick in den Raum und sah die Gestalt meines Freundes.

Suko stand aufrecht, aber hielt sich die linke Schulter und schien verletzt zu sein.

Rasch tauchte ich in das Zimmer. Suko grinste. »Hast du ihn erwischt?« fragte er.

»Ja. Und du?«

»Wir haben uns beide erwischt.« Suko schüttelte den Kopf. »War eine verflucht harte Sache. Wie hast du es geschafft?«

»Durch Strom!«

»Was?«

Ich ließ mich auf einen Stuhl fallen, während Suko stehenblieb, die Hand von der Schulter nahm und sich seine Wunde betrachtete. Es war zum Glück nur ein fingerbreiter roter Streifen gewesen, mehr nicht. Er würde daran schon nicht sterben.

Dann berichtete er. »Wir haben fast die gesamte Bude zertrümmert.« Er schüttelte den Kopf. »So etwas habe ich auch noch nicht erlebt oder wenigstens sehr selten, ehrlich, John.«

»Und wie ist er umgekommen?«

»Komm mit!«

Ich stand auf und folgte meinem Freund, der das Zimmer verließ. Er wandte sich dem zweiten Raum zu. Es war ein Schlafzimmer. Dort herrschte in der Tat das Chaos. Nichts stand mehr auf seinem Platz.

Bücher waren von einem Regal gefallen, zerbrochene Töpfe, ein von Schwerthieben zerfetzter Holzschrank, zerrissene Kleidung, all das bekam ich zu sehen und noch mehr.

Der Ninja lag auf dem Rücken. In seiner Kehle steckte das schmale Schwert. Wahrscheinlich war die Spitze bis in den Boden gedrungen, hatte sich dort festgeklemmt, und der Waffengriff zitterte ein wenig nach.

»Du?« fragte ich Suko. »Oder er selbst?«

»Nein, ich. Es gelang mir, ihm die Waffe zu entreißen.«

Aus großen Augen schaute ich meinen Freund an. »Wie hast du das denn fertiggebracht?«

»Kann ich dir im nachhinein auch nicht sagen. Jedenfalls bin ich

froh, daß es mich nicht erwischt hat.«

»Da sagst du etwas.« Während dieser Worte untersuchte ich die Leiche näher und fand die gleichen Anzeichen wie bei meinem Gegner auf dem Dach.

Sein völlig trockener Körper knisterte wie Blätterteig zusammen, als ich Druck ausübte.

»Was kann das sein?« fragte ich im Hochkommen.

»Ein Ninja.«

»Ist mir inzwischen auch klar geworden. Nur, was wissen wir eigentlich über Ninjas?«

Die Frage galt meinem Freund Suko, und er fühlte sich auch verpflichtet, eine Antwort zu geben. »Das alles genau zu erklären, würde zu lange dauern. Ich will hier nicht großartig auf die Traditionen eingehen. Nur soviel sei gesagt. Die Ninjas waren, wie auch die Samurais, nicht schlecht, sondern standen auf der Seite des Rechts, auch wenn es einige dunkle Schafe unter ihnen gab. Die schwarzen Ninjas, die sich im Gegensatz zu den normalen, nicht weiß, sondern schwarz kleideten. Die Ninjas tragen ihre Schwerter normalerweise auf dem Rücken. Jacken fallen darüber, Tücher bedecken die Gesichter, so daß nur die Augen freigelassen werden. So in Japan. Auf den Philippinen ist es anders. Da sind die Ninjas mit Pfeil und Bogen ausgerüstet, aber hier, John, haben wir es mit japanischen Ninjas zu tun.«

»Gibt's die eigentlich noch?« Suko wiegte den Kopf, bevor er die Antwort gab. »Man munkelt so etwas. Offiziell existieren sie nicht mehr. Sie sind ausgestorben, aber wie es in Japan so üblich ist, kann man die Traditionen nicht so leicht abschaffen. Das kenne ich auch aus meiner Heimat. Auch heute soll es noch Ninja-Kämpfer geben. Man muß auch Killer sagen, denn sie arbeiten manchmal als Privat-Mörder für Konzerne oder mächtige Familien. Normalerweise gehen sie guten Berufen nach. Sie sind Ärzte, Lehrer, fast alle Akademiker, denn sie müssen auch den Background des Ninja-Kampfes begreifen, der ja eigentlich friedlich ist.« Suko räusperte sich. »Reicht das, Herr Schüler?«

»Für den Anfang.«

»Eins steht fest«, fuhr Suko fort. »Wenn wir es mit Ninja-Kämpfern zu tun kriegen, können wir uns warm anziehen.«

»Und das bei der Hitze«, stöhnte ich.

»Wobei sich die Frage stellt, wie wir diesen Shimada unterbringen«, sagte Suko.

»Vielleicht ist er so eine Art Oberninja.«

»Möglich.«

Ich schielte auf Sukos Wunde. Er hatte sie inzwischen mit einem Taschentuch notdürftig verbunden. Auf dem hellen Stoff zeichneten

sich dicke, rote Flecken ab. »Jetzt möchte ich mir nur noch den Ahnenkalender ansehen«, sagte ich.

Suko deutete auf die Wand. »Er hat den Kampf heil überstanden. Ein kleines Wunder, würde ich sagen.«

Beide schauten wir uns die Tafel an. Sie war ein kleines Kunstwerk. Aus Elfenbein geschnitzt und hatte kaum Ähnlichkeit mit einer normalen Ahnentafel, wie ich sie kannte.

Zwei Gesichter fielen mir besonders auf. Breitflächig waren sie, gleichzeitig fremd. Ich hatte sie schon früher auf Abbildungen gesehen und wußte, daß es sich bei ihnen um die Gesichter der beiden japanischen Urgötter handelte.

Izagani und Izanami! Von diesen beiden stammten Legionen von Göttergeschlechtern ab, und der Tenno von Japan wurde ja heute noch von zahlreichen Menschen seines Landes als Gott verehrt oder ihm gleichgestellt.

»Nimm ihn doch mal ab!« forderte Suko mich auf.

Das tat ich auch. Der kleine Altar hing an einem Haken. Ich hob ihn ab und drehte ihn um.

Da hatten wir ja die Ahnentafel. In sehr kleiner Schrift waren zahlreiche Namen in die Rückseite hineingeschnitzt worden. Sie sagten mir nichts und auch Suko nichts. Als letzten Namen lasen wir den des getöteten Mädchens. Sayana!

»Sie war der letzte Sproß dieser Familie«, meinte Suko. »Und weshalb mußte sie sterben?« Mein Freund atmete prustend aus. »Du stellst heute verdammt haarige Fragen. Wenn sie tatsächlich aus einer alten traditionsreichen Familie stammt, ist es natürlich eine Schande, wie sie ihren Lebensunterhalt verdient hat, wenn man das mal so sagen darf. Man wird sie bestraft haben.«

»Dann muß sie etwas Besonderes gewesen sein. Eine Auserwählte, ohne daß sie es wußte.«

»Kann sein.«

Wenn ich mir die Sachlage so betrachtete, waren wir ebenso schlau wie zuvor. Wir hatten ja eigentlich damit gerechnet, Logan Costello mit diesem Fall in Verbindung bringen zu können. Dies schien doch nicht so zu sein, wahrscheinlich mußten wir an einer völlig entgegengesetzten Stelle suchen.

»Kannst du dir vorstellen, Suko, daß es Ninjas auch in London gibt?«

»Jetzt ja.«

»Und die müßten wir finden!«

»Lebende oder untote Ninjas?«

Ich winkte ab. »Hör auf. Mir reichen die Untoten.«

Vom Flur her hörten wir Lärm. Schwere Schritte polterten die Treppe hoch. Bereits an den Geräuschen erkannte ich, daß es sich dabei um Polizisten handelte.

Es waren tatsächlich die uniformierten Kollegen, die in die Wohnung stürmten. Suko und ich hielten ihnen unsere Ausweise bereits entgegen, so daß es nicht erst zu irgendwelchen Mißverständnissen kommen konnte. Die beiden Beamten starrten auf den Toten. Ihre Gesichter waren blaß geworden. Sie hatten auch das aus dem Hals ragende Schwert gesehen und schüttelten sich.

»Was ist das?«

Wir hoben die Schultern. »Kein normaler Mensch jedenfalls«, erwiderte ich.

»Und im Hof liegt ein verbranntes Bein«, wurde uns berichtet.

»Das wissen wir.«

Die beiden gaben keine Antwort mehr. Ich ordnete an, daß sie bei dem Toten bleiben sollten und machte mich auf die Suche nach einem Telefon, während Suko zum Bentley ging, weil er sich mit Pflaster und Verband aus der Autoapotheke verbinden wollte.

Es war schwer, ein Telefon zu finden. In einer verdreckten Küche eine Etage tiefer entdeckte ich schließlich einen schwarzen Apparat. Ich rief unsere Mordkommission an und verlangte nur die Abtransportspezialisten.

Im Hof umstanden die Neugierigen das Bein. Manche hatten sich schon an das Bild gewöhnt, andere wiederum, die neu hinzukamen, zuckten zusammen, als sie es sahen.

Es war wirklich ein Anblick zum Fürchten. Ich verschaffte mir Bahn, drückte gegen die Wade und hörte wieder das gleiche Knistern wie schon einmal.

Da war einiges unbegreiflich, und wir würden uns sehr anstrengen müssen, um Spuren zu finden, die auf diese geheimnisvollen Ninjas und auch auf Shimada hinwiesen.

Ihn durften wir auf keinen Fall vergessen. Er schien hinter allem zu stehen und den Einsatz zu leiten.

Zwangsläufig dachte ich an Tokata und daran, welche Mühe wir mit dem Samurai des Satans gehabt hatten. Wir selbst hatten ihn nicht einmal erledigt, das war dem Goldenen Samurai vorbehalten, einem seiner Urfeinde.

Er hatte Tokata gezwungen, Harakiri zu begehen und schlug ihm anschließend den Schädel ab.

Die Spuren dieses Falles wiesen auch auf die japanische Mythologie hin, und es war durchaus möglich, daß wir unter Umständen alte Bekannte wiedertrafen.

Vielleicht sogar den Goldenen oder Susanoo, einen ebenfalls gefährlichen Dämon, den ich noch in sehr unangenehmer Erinnerung hatte. Wir hatten einige Pluspunkte im Kampf gegen die Wesen gewonnen, die aus der japanischen Mythologie stammten, aber als große Sieger hatten wir uns nie bezeichnen können, dazu waren die

anderen zu mächtig.

Ich ging wieder zurück in die Wohnung der Ermordeten. Dort fand ich Suko. Er hatte seine Schulterwunde verbunden und durchsuchte gemeinsam mit den beiden Polizisten die Räume.

»Wir müssen doch was finden!« schimpfte er.

Nein, wir fanden nichts. Keinen Hinweis, nicht die Spur eines Mordmotivs, so daß uns nur die Ahnentafel blieb.

Ich überflog sie noch einmal.

Mir sagten die Namen nichts. Alles fremde Götter, aber ich hatte noch eine Hoffnung.

Und die besaß auch einen Namen.

Dr. Ganasaro! Ein Professor für japanische Geschichte, der an der hiesigen Uni lehrte. Wenn alle Stricke rissen, mußten wir ihn einspannen, denn er hatte es tatsächlich geschafft, Sukos Freundin Shao den Klauen des Dämons Susanoo zu entreißen, durch eine Beschwörung, die man wirklich als einmalig bezeichnen konnte.

Die Ahnentafel nahmen wir mit, als wir das Haus verließen. Unsere Kollegen waren inzwischen eingetroffen. Ich gab ihnen noch einige Informationen, und wir tigerten wieder zu meinem Bentley zurück.

Das Innere hatte sich mittlerweile aufgeheizt. Eine Klimaanlage besaß ich leider nicht. Kaum hatten wir Platz genommen, als uns der Schweiß ausbrach und Suko wie immer in solchen Fällen nach seinem Motorrad verlangte.

»Das erfrischt jetzt.«

»Oder willst du zu Fuß gehen?« fragte ich ihn.

»Fahr schon«, meinte er und schwieg, als der Wagen langsam anrollte.

Bevor wir versuchten, weiterhin aktiv zu werden, wollten wir erst einmal mit Sir James Rücksprache halten.

***

Logan Costello spürte eine seltsame Unruhe. Der Mord an dieser kleinen Tänzerin paßte ihm überhaupt nicht ins Konzept. Das Mädchen war ihm egal, aber er wurde das untrügliche Gefühl nicht los, daß dieser Mord der Beginn einer ganzen Kette schrecklicher Ereignisse war.

Wen hatte er auf die Füße getreten?

Costello wußte es nicht. Er konnte nur die Schultern zucken. Für ihn gab es nichts, was auf ein Motiv hingedeutet hätte. Vielleicht war es eine Rache aus alter Zeit, als es die Mordliga noch gab und er mit ihr paktiert hatte. Möglicherweise war er da jemandem auf die Zehen getreten, der jetzt zurückschlug.

Mit Lady X hatte er sich nie gut verstanden, aber die gab es jetzt nicht mehr. Sie konnte ihm also nicht mehr an den Kragen. Nein, da

mußte ein anderer Grund vorliegen.

Wieder dachte er an die japanische Mafia, die Yakuza. Hatte sie ihre Killer geschickt, um einen Menschen zu beseitigen, der ihr unliebsam geworden war?

Diese Dinge, die Costello auch praktizierte, waren einfach nicht von der Hand zu weisen. Er beschloß, seine Gedankengänge darauf zu konzentrieren, obwohl ein sehr ungutes Gefühl bei ihm zurückblieb, denn er hatte nicht vergessen, auf welche Weise die Stripperin ums Leben gekommen war.

Es war kein normaler Mord gewesen. Keine schnelle Kugel oder ein heimtückischer Messerstich, sondern ein spektakuläres Verbrechen, das Aufsehen erregt hatte, denn auch Sinclair und sein Kollege Suko mischten bereits mit.

Und da hakten die Gedanken des Mafioso. Er lehnte sich auf seinem Stuhl zurück, kippte ihn, indem er einen Hebel verstellte und dachte in dieser liegenden Lage nach.

John Sinclair und den Chinesen bezeichnete er als seine Erzfeinde. Sie waren ihm auf der Spur, aber es hatte ihnen immer an den nötigen Beweisen gefehlt, um Costello hinter Gitter zu bringen. Zudem waren sie von den Mächten der Finsternis so stark beschäftigt worden, daß sie an Costello kaum noch dachten. Nur hin und wieder gerieten sie aneinander, und da hatte Costello bisher immer gut ausgesehen.

Sinclair kümmerte sich um den Fall. Er würde hart einsteigen, da kannte ihn Costello gut genug. Und vielleicht gelang es dem Geisterjäger, den Fall zu lösen, so waren Costello damit einige Sorgen von der Seele genommen worden.

Er grinste, als er daran dachte. Wirklich keine schlechte Idee, wie er fand. Wenn Sinclair…

Plötzlich stockten seine Gedanken. Er hatte ein Geräusch gehört, das überhaupt nicht hierher paßte.

Costello wollte hoch, denn er kam sich im Liegen so hilflos vor, als er bereits den Schatten sah, der plötzlich neben ihm erschien.

Ein Fremder in seinem Arbeitsraum!

Logan Costello, der bewacht war wie ein Kaiser, spürte einen Stich in Höhe des Herzens. Das war wirklich ein Hammer, das hatte nicht sein dürfen, aber dem Fremden war es tatsächlich gelungen, alle Wachen und Sicherheitsvorkehrungen zu überwinden und in sein Haus zu gelangen. Sogar bis ins Zentrum war er durchgekommen und stand nun neben ihm.

Costello erstarrte. Er schrie nicht, er atmete kaum, sondern versuchte, seinen Herzschlag unter Kontrolle zu bekommen. Nur nicht so heftig aufregen, das war seine Devise. Nur keine große Angst zeigen, der andere würde sie ausnutzen.

Costello schielte zur Seite. Viel sah er nicht. Nur eben diesen hohen

dunklen Schatten, der sich ein wenig vorneigte und damit etwas in Costellos Blickfeld geriet, was zunächst wie ein langer Stab aussah, sich dann aber klarer hervorkristallisierte und von Costello auch identifiziert werden konnte.

Es war ein Schwert.

Dünn die Klinge, dabei leicht gebogen und an beiden Seiten messerscharf geschnitten.

Das Schwert erreichte seinen Körper. Es legte sich auf seine Brust, wurde etwas bewegt und kroch wie eine Schlange aus Metall auf die Kehle des Mafioso zu.

Costello bekam es mit der Angst zu tun. Er gebot über ein Heer von Killern, hatte sich mit dämonischen Existenzen arrangiert und vor diesen Wesen nie so eine große Angst gehabt wie in diesen Augenblicken, als das Schwert über seine Brust kroch.

Es war gekantet worden, so daß eine scharfe Seite auf seiner Kleidung lag und sie zerschnitt, als bestünde sie nur aus dünnem Papier. Bis zur Haut drang die Klinge durch, wurde noch weiter hochgeschoben, und Costello spürte den Schmerz, als sie leicht in die Haut einschnitt.

Er wunderte sich, daß er nicht stöhnte. Wahrscheinlich war es die Angst, die ihn noch ruhig sein ließ.

Und die Spitze kroch höher. Costello, dem der Schweiß von der Stirn her in die Augen rann, verdrehte die Pupillen und schaute nach unten. Er schielte und stierte auf das Metall. Seine Farbe schimmerte aus einer Mischung zwischen Silber und Hellblau. Eine seltsame Zusammensetzung, aber darüber dachte der Mafioso nicht nach. Er hatte nur Angst um sein Leben.

Die Klinge kroch höher. Sie näherte sich immer mehr seiner Kehle, bis sie ihr Ziel erreicht hatte.

Ein leichter Riß direkt unter dem Adamsapfel, und der Mann spürte auch sofort die Nässe des austretenden Bluts. Eine kleine rote Perle rann an seiner Haut entlang nach unten.

Die Klinge stoppte. Weiterhin berührte die Spitze seine Kehle. Der Fremde, der das Schwert in der Hand hielt, sagte nichts. Seine Waffe ersetzte die Worte.

Sekunden vergingen.

Costello atmete durch den offenen Mund. Er hatte den Blick wieder gedreht und schaute zum Fenster hin, wo das Rollo vor der Scheibe hing und das Licht nur in Streifen hindurchfallen konnte, so daß die Dämmerung des Raumes gewahrt blieb.

Und diese Schattenwelt hatte der Eindringling ausgenutzt, sonst hätte Costello ihn längst bemerkt. Zudem verstand es der andere, sich lautlos zu bewegen oder war aus dem Nichts erschienen und hatte sich kurzerhand materialisiert. Costello hatte lange genug mit Dämonen

paktiert, um zu wissen, daß es so etwas gab, aber er hütete sich, irgendwelche Fragen zu stellen, sondern blieb still und ruhig liegen.

Dann sprach der andere. Zum erstenmal hörte der Mafioso seine Stimme. Sie klang dumpf, grollend, war nur schwer zu verstehen, und Costello mußte schon genau zuhören.

»Bewege dich nicht, sonst bist du tot!«

Costello gab keine Antwort. Er konzentrierte sich auf den Eindringling und auch auf seine Schmerzen, die wellenartig über die gesamte Brust liefen und sich mit der Nässe des Blutes zu vermischen schienen. Auf dem hellen Hemd hatte sich eine rote Knopfleiste gebildet.

»Du bist Costello?«

»Ja.«

»Und du hast einmal einen guten Draht zur Mordliga gehabt. Stimmt das?«

»Es stimmt.« Die Stimme des Mafioso klang krächzend. Selten in seinem Leben hatte er sich so schlecht gefühlt wie in diesen Augenblicken.

»Du kanntest also alle. Angefangen bei Dr. Tod, über Lady X, Lupina, Vampiro-del-mar, Tokata und auch Xorron. War es nicht so?«

»Du hast recht«, hauchte Costello.

»Ja, alle kanntest du. Die meisten sind tot, wie ich hörte, aber noch leben welche…«

»Ich weiß nicht…«

Diese Antwort schien dem Eindringling nicht zu gefallen, denn er stieß ein fauchendes Geräusch aus. »Natürlich weißt du es, und ich weiß es auch. Mir ist nur nicht bekannt, wo sie sich noch aufhalten, denn mir geht es um einen, um Xorron!«

Fast wäre der Mafioso zusammengezuckt. Im letzten Augenblick konnte er sich noch beherrschen.

Xorron! hatte der andere gesagt. Dann wollte er nichts von ihm, sondern nur etwas über Xorron wissen. Costello konnte den Stein förmlich poltern hören, der ihm vom Herzen fiel.

»Du hast mich verstanden?« wurde er angesprochen.

»Ja.«

»Und du kennst Xorron auch?«

»Ich… ich… habe ihn schon öfter gesehen, und er hat mir auch manchen Gefallen getan.«

Der Unbekannte stieß ein Lachen aus. »Ich freue mich für dich, daß du ehrlich bist.«

Costello leistete sich ein Lachen, auf das der andere nicht reagierte. Er redete weiter. »Da du einen guten Draht zu Xorron hast, wirst du mir einen kleinen Gefallen tun.«

»Was?« ächzte Costello.

»Du wirst ihn holen!«

»Xorron?«

»Wen sonst?«

Wäre Costello dazu in der Lage gewesen, er hätte den Kopf geschüttelt.

So aber blieb er still hegen und dachte, der ist verrückt, der will Xorron…

»Ich merke genau, mit welchen Gedanken du dich beschäftigst«, sprach der Eindringling weiter. »Aber glaube mir, du wirst es tun, wenn dir dein Leben heb ist.«

Costello war nicht umsonst an die Spitze der Londoner Unterwelt gelangt. Er besaß nicht nur einen brutalen Charakter, sondern auch einen messerscharfen Verstand. Und dieser wiederum sagte ihm, daß der Unbekannte - mochte er auch noch so mächtig sein - etwas von ihm wollte, daß er selbst nicht bekommen konnte und deshalb Costellos Hilfe benötigte. Er würde ihn also am Leben lassen.

»Wer bist du?« fragte der Mafioso, nachdem er sich zweimal geräuspert hatte.

»Mein Name ist Shimada. Merke ihn dir gut. Shimada, die lebende Legende. Ich bringe Unheil, ich bringe den Tod, wenn ich will. Und ich will töten. Er steht auf meiner Liste. Sein Name ist Xorron. Du wirst mir dabei helfen. Du hast selbst zugegeben, daß du ihn kennst. Nimm Kontakt auf und hole ihn her. Bringe mir Xorron. Aber beeile dich, denn ich will kein Jahr warten…«

Es waren die letzten Worte, die Shimada gesprochen hatte. Logan Costello bemerkte noch eine huschende Bewegung und wälzte sich schwerfällig auf die Seite.

Shimada war verschwunden!

***

Zunächst hielt Logan Costello das Ganze für einen bösen Traum. Bis er nach unten schaute und das Blut sah, das aus seiner Brustwunde tropfte und bereits kleine Lachen auf dem Leder des Sessels gebildet hatte. Es war weiches Leder, vom Känguru, der Sessel war sehr teuer gewesen, aber daran dachte Costello nicht, als er sich aufrichtete und mit wankenden Schritten auf die kleine Hausbar zuging, die immer griffbereit stand. Er trank gern Wein. Die Flaschen befanden sich in einem gut temperierten Kühlschrank, doch in diesem Falle brauchte er einen kräftigen Schnaps. In einer Karaffe schimmerte der Whisky, und Costello schenkte drei Fingerbreit in ein Glas.

Er leerte es mit zwei Schlucken, stellte das Glas zur Seite und schaute dabei an seiner Brust herab.

Ein roter Blutstreifen zog sich vom Hals her bis über seinen Bauchnabel hinweg. Und er verstärkte sich noch, denn aus dem

Streifen quoll weiterhin der rote Lebenssaft.

Costello ballte die Hände. In seinen hart geschnittenen Gesichtszügen zuckte es. Die Augen erinnerten an graue Steine, dann schleuderte er das leere Glas mit einem Wutschrei auf den Boden. Es zerbrach nicht, der Teppich war zu dick.

In seiner eigenen Burg war er überfallen worden. Es war bewacht wie ein Staatsschatz, und trotzdem war es seinem Gegner gelungen, einzudringen.

Unmöglich! hatte er immer gedacht. Das Gegenteil war ihm bewiesen worden. Wie mächtig mußte dieser Shimada sein, um so etwas bewerkstelligen zu können.

Costello schüttelte den Kopf. Ihm war längst klar geworden, daß er gegen ihn nicht ankam. Er hatte ihn nicht einmal richtig gesehen, nur wenn er näher darüber nachdachte, war ihm ein schwaches bläuliches Leuchten aufgefallen, das im Zimmer lag.

Erklären konnte er es sich nicht, es mußte aber mit diesem geheimnisvollen Shimada zusammenhängen.

Der wollte Xorron!

Zwei Dämonen, zwei Monstren, zwei Legenden, die sich bekämpfen wollten, und Costello sollte sie zusammenführen.

Als er daran dachte, brach ihm der Schweiß aus, denn wie leicht konnte er zwischen diesen Steinen zerrieben werden…

***

Im Büro erwartete uns die nächste Überraschung. Zwei sehr nette Frauen saßen dort zusammen und tranken gemeinsam Kaffee.

Glenda und Shao!

»Ihr habt euch aber Zeit gelassen«, empfing uns die schwarzhaarige Glenda und stand auf.

»Es ging nicht anders«, antwortete ich, während Suko zu seiner Freundin Shao ging, die einen erschreckten Ruf ausstieß, als sie dessen Wunde sah.

»Was ist passiert?«

»Nur ein kleiner Kratzer«, schwächte der Chinese ab.

»Wirklich?«

»Ja.« Suko drückte seine Freundin auf den Besucherstuhl. Ich hatte auf der Schreibtischkante meinen Platz gefunden, während Glenda in ihrem Vorzimmer verschwunden war. Wir hörten das Klappern von Geschirr.

Meine Sekretärin wußte genau, was uns jetzt guttat. Eine Tasse Kaffee.

Die löschte bei der Hitze am besten den Durst.

Ich sah es Shao an, daß sie etwas auf dem Herzen hatte, doch sie hielt sich so lange zurück, bis Glenda erschien und zwei Tassen Kaffee

hereintrug.

Sie stellte sie auf dem Schreibtisch ab, bückte sich dabei, und mein Blick verirrte sich in dem runden Ausschnitt ihrer knallbunten Bluse, die wirklich gut gefüllt war.

»Alles gesehen?« fragte Glenda, als sie sich wieder aufrichtete.

»Nicht ganz.«

»Das ist auch verboten«, sagte Glenda, drehte sich lächelnd um und nahm ebenfalls Platz.

Wir tranken den Kaffee und waren gespannt, was Shao auf dem Herzen hatte. Sie stand unter einem regelrechten Druck und mußte ihn einfach loswerden.

Wir hörten zu.

Es war unglaublich. Während Shao redete, wurden unsere Gesichter immer erstaunter. Suko legte seine Hand auf Shaos bloße Schulter, als wollte er ihr mit dieser Geste seinen Schutz beweisen.

Wir erfuhren von der lebenden Legende.

Shimada lautete sein Name, und der Beiname war wesentlich schrecklicher.

Die lebende Legende!

Furchtbar. Wir hatten erlebt, wie dieser Dämon kämpfen konnte, und er verstand es auch, sich zu verbergen. Denn seinen zweiten Namen hatten wir ebenfalls erfahren: Herr der 1000 Masken.

Darauf kam Suko zurück. »Wie sollen wir ihn erkennen, wenn er sich verkleidet?«

Ich hob die Schultern. »Vielleicht findest du eine Wünschelrute, die auf ihn anspricht.«

»Witzbold.«

»Ich finde auch, daß es keine Zeit ist, zu scherzen«, meldete sich Glenda. »Allein der Name Shimada ist schlimm genug. Laß es lieber sein, John.«

»Okay.« Ich winkte ab.

Suko erinnerte wieder an den Fall, als Susanoo Shao entführte. »Wir müssen davon ausgehen, daß wir wieder in einen Streit der Helden aus der japanischen Mythologie hineingeraten. Daran gibt es für mich nichts zu rütteln.«

»Vielleicht wird es Krieg geben«, vermutete Shao.

»Zwischen welchen Parteien?«

Shao schaute mich direkt an. »Der Goldene wird bestimmt nicht auf seiner Seite stehen.«

Da war ich skeptisch. »Wenn du das so sagst, gehst du vielleicht davon aus, daß er uns helfen wird.«

»Ja.«

»Nein, Shao. Der Goldene ist nicht unser Freund. Das hat er mir gesagt. Er ist sehr überheblich und erkennt uns als Helfer nicht an.

Das habe ich längst herausgefunden. Tut mir leid, wenn ich dich da so enttäuschen muß.«

»Es sei denn, es ginge ihm persönlich an den Kragen«, meldete sich Suko.

»Dann sieht die Sache anders aus«, gab ich zu.

»Nur weiß niemand, was Shimada vorhat«, sagte Shao. »Und das genau ist das Schlimme.«

»Hattest du nicht von Zombies und Ghouls gesprochen?« stellte ich die Frage.

»Das sagte Amaterasu. Aber ich weiß nicht so recht…«

»Und er wird Diener haben, das heißt, er hat sie schon. Zwei haben wir getötet«, erklärte Suko. »Wir müssen uns mit Ninjas auseinandersetzen, die wohl auf seiner Seite stehen.«

Suko sprach noch mit den Frauen, ich hörte gar nicht hin, denn mir war etwas anderes durch den Kopf gegangen. Meine Freunde merkten, wie geistesabwesend ich war, und der Inspektor sprach mich an.

»He, John, was hast du?«

Ich erwachte wie aus einem Traum und mußte mich zunächst zurechtfinden. »Mir geht nicht aus dem Kopf, was Amaterasu alles zu Shao gesagt hat. Unter anderem sprach sie von Zombies und Ghouls, die Shimada auf seine Seite bringen will. Aber da wird er seine Schwierigkeiten mit einem anderen bekommen.«

Mein Freund hatte mich verstanden. »Xorron!«

»Genau!«

Wir waren starr. Niemand redete in den nächsten Sekunden. Wir alle wußten, was diese aus einem Wort bestehende Antwort zu bedeuten hatte. Xorron gegen die lebende Legende Shimada. Da würde uns etwas bevorstehen, falls unsere Vermutung zutraf. Und vielleicht als Joker noch der Goldene Samurai.

Man durfte überhaupt nicht daran denken, wie das alles noch enden konnte.

»Irgendwo treffen sich die japanische und die chinesische Mythologie«, sagte Shao, »und wir stehen leider genau dazwischen.«

Sie hatte ein wahres Wort gesprochen. Bei Shao war der Name Shimada gefallen, bei uns auch. Und wir hatten ihn sogar gesehen, aber ich hätte ihn nicht beschreiben können, wenn man es von mir verlangt hätte. Die Sicht auf ihn war einfach zu kurz gewesen und zudem noch von Rauch verdeckt worden.

Wer konnte uns weiterhelfen?

Im Laufe der Jahre hatten wir zahlreiche Menschen kennengelernt, die uns sehr behilflich gewesen waren. Unter anderem auch einen japanischen Dozenten, diesen Dr. Ganasaro. An ihn hatte ich vorhin schon gedacht.

Er mußte einfach herhalten!

Ich griff zum Hörer des Telefons. Die Nummer hatte ich mir aufgeschrieben, wobei ich hoffte, ihn zu Hause anzutreffen, denn es waren Semesterferien.

Leider bekam ich keine Verbindung. Nach dem achten Durchläuten legte ich auf.

»Der ist bestimmt in Japan«, sagte Suko.

Damit konnte er durchaus recht haben, doch das nutzte uns wenig. Blieb der Stammbaum des Mädchens oder die Ahnentafel. Suko hatte sie auf den Schreibtisch gelegt.

Ich nahm sie an mich. Noch einmal las ich die Namen durch, aber sie sagten mir nichts.

Wütend legte ich sie wieder zur Seite. Dieser Fall war festgefahren, da konnte man nichts machen.

»Vielleicht sollten wir Spitzel ansetzen«, schlug Suko vor. »Gibt es keine japanischen Kollegen beim Yard?«

»Nein, nur einen Chinesen.«

»Schade, wir müßten internationaler werden«, grinste Suko und schnippte mit den Fingern. »Es existiert zum Glück eine japanische Gemeinde in London, da gibst du mir recht?«

»Natürlich.«

»Und dort könnten wir uns umhören. Wenn es etwas über Ninjas oder andere Aktivitäten zu berichten gibt, wissen es die Japaner hier in London.«

»Sie werden schweigen«, sagte Shao. »Ich würde es auch Fremden gegenüber.«

»Wie kommst du gerade immer auf die Japaner?« wollte Glenda wissen.

»Wegen Shimada.«

»Er kann sich auch andere Diener aussuchen.«

»Im Prinzip hat sie recht«, stand Shao unserer Sekretärin bei.

»Vielleicht«, räumte ich ein. »Nur - wer begreift die japanische Mythologie besser als ein Einheimischer.«

»Das hat Shimada in Tokio mehr.«

»Stimmt«, gab ich zu. »Nur hat sich alles nach London verlagert. Und den Grund möchte ich gern herausfinden.«

Da war Suko einer Meinung mit mir. Er nahm auch die Tafel an sich.

»Was willst du damit?« fragte Shao.

»Ich denke, wir sollten uns im Japanerviertel einmal umhören«, meinte er. »Und wenn alles nichts nützt, können wir immer noch der Botschaft Japans einen Besuch abstatten.«

Suko hatte in meinem Sinne gesprochen. Aber was machten wir mit Shao? Mein Freund verstand den Blick, den ich der dunkelhaarigen Chinesin zuwarf.

Shao erhob sich. »Keine Sorge, ich fahre nach Hause und werde dort

auf euch warten.«

»Vielleicht meldet sich Amaterasu noch einmal«, sagte ich.

Shao lächelte. »Du machst es dir leicht, immer an Informationen heranzukommen. Aber sie ist mir hundertmal lieber als Shimada oder Susanoo.«

Da hatte Shao ein wahres Wort gesprochen!

***

Wo Himmel und Erde zusammentreffen und einen Horizont bilden, befindet sich die Welt der Geister. So schreibt es ein japanisches Märchen, und es erzählt weiter, daß es dort auch ein Land gibt, das keines Menschen Auge je gesehen hat, denn es gehört den finsteren Geistern, Götzen und Dämonen.

Andere Geschichten berichten von mehreren Eingängen in das Land. So wurde der See erwähnt, den man das blaue Auge oder eine geheimnisvolle Höhle nannte.

Wie dem auch war oder sei, irgendwo trafen sich die Legenden alle und berührten einen zentralen Kern.

Und in diesem Kern lebte Shimada!

Er war aus dem blauen Auge gestiegen, die Legende war zur Wirklichkeit geworden, und er würde die Gräber öffnen, um mit diesen Schauergestalten die Herrschaft zu erringen.

Die Wege waren gelegt, geebnet, und auf der Erde gab es genügend Diener, die ihm folgten.

Auch im Jenseitsreich hörte man auf ihn. Wenn er kam, dann nie allein, denn bei ihm waren die schwarzen Ninjas. Diese grausamen Kämpfer aus alten Zeiten, die in den Tod gegangen waren, aber nicht vernichtet, sondern aufgefangen wurden, um zusammen mit Shimada zurückzukehren.

Sie wollten es den Menschen beweisen, und sie wollten vor allen Dingen einen unheimlichen und geheimnisvollen Gegner vernichten, der bisher als unbesiegbar galt.

Xorron!

Gegen ihn wollte Shimada seine höllischen Scharen in die Schlacht schicken. Noch war es nicht soweit, er mußte warten, aber die Ninjas standen auf Abruf.

Zwei fehlten ihm. Sie waren von Menschen getötet worden, als sie den Stammbaum dieser Verräterin an sich nehmen wollten. So etwas konnte Shimada nicht auf sich beruhen lassen, und er hatte sich entschlossen, die beiden Männer zu bestrafen.

Bestrafen nannte er es nur.

In Wirklichkeit hieß das Wort töten!

Die beiden sollten sterben, und sie würden in seine Falle laufen, denn nicht umsonst nannte man ihn den Herrn der 1000 Masken…

***

Eigentlich hätte sich Suko im südlichen Bezirk des Stadtteils Soho sehr wohl fühlen müssen, denn dort befindet sich Londons Chinatown. Hier wohnen ungeheuer viele Chinesen, ob legal oder illegal, gezählt hat sie wohl noch niemand.

Die Chinesen hatten natürlich ihre Kultur mitgebracht. Nahm man von den alten Werten der Mythologie einmal Abstand, so blieb doch etwas, das Touristen am meisten an den Chinesen schätzen.

Das Essen.

Zahlreiche China-Restaurants hatten ihre Türen geöffnet, daß man auf der Straße schon riechen konnte, was in der Küche auf dem Herd stand.

Soho im Sommer! Das war Himmel und Hölle zugleich. Himmel für denjenigen, der Abwechslung jeglicher Art suchte, und eine Hölle für die Leute, die Dienst tun mußten. Es war wirklich kein Vergnügen, bei drückender Schwüle der Arbeit nachzugehen und umhüllt zu sein vom Gestank der Küchen, den Ausdünstungen der Menschen und den Abgasen der hier langsam fahrenden Wagen.

Durch das Chinesenviertel mußten wir gehen, um zu unserem Ziel zu gelangen.

Das japanische Viertel lag nicht weit entfernt. Allerdings unterschieden sich diese beiden Regionen sehr stark voneinander. Bei den Japanern war es längst nicht so hektisch. Es ging alles ein wenig vornehmer zu, ruhiger, und man war nicht so sehr auf billiges Vergnügen eingestellt wie ein paar Straßen zuvor.

Wir hatten uns bei einem Kollegen, der diesen Teü von Soho sehr gut kannte, einen Tip geholt.

Noch jetzt klangen mir die Worte im Ohr nach. »Wenn ihr etwas erfahren wollt, müßt ihr ins ›Harakiri‹ gehen.«

Harakiri. Welch ein prosaischer Name für ein Etablissement, in dem man angeblich alles bekommen konnte. Vom vorzüglichen Essen als Vorspeise, über ein Glückspiel als Hauptgang, bis hin zum Sex-Saunagang als Dessert.

Meinen Einwand, daß wir uns nicht amüsieren wollten, ließ der Kollege nicht gelten. Im »Harakiri« drehten sich die Fäden alle zusammen. Hier wurden Wirtschaftsabschlüsse ebenso getätigt, wie Mädchen zu schlimmen Dingen gezwungen. Hervorragend ausgebildete Geishas unterhielten die Gäste, falls sie keine Lust hatten, irgendwelchen Sumo-Ringern zuzuschauen oder sich an sonstigen Kämpfen zu ergötzen.

Das Haus lag an einer Straßenecke. Von außen sah es nicht einmal besonders aus, nur die sechs Stockwerke stachen ins Auge, dazu die zahlreichen Fenster, so daß man als Betrachter das Gefühl haben konnte, vor einem Kaufhaus zu stehen.

Es gab einen großen Eingang, über dem mit heller Leuchtschrift der Name »Harakiri« stand.

Chef dieses Hauses und gewissermaßen der oberste Herrscher war ein gewisser Lou Tanaka, ein Halbjapaner, dessen Mutter aus Frankreich stammen sollte.

Unseren Chef, Sir James, hatten wir nicht mehr erreichen können. Er war dienstlich unterwegs, aber wir besaßen auch ohne seine ausdrückliche Einwilligung die entsprechende Rückendeckung.

»Wie gefällt dir der Laden?« fragte Suko.

Ich hob die Schultern. »Ist ziemlich groß.«

»Ja, wir werden uns verlaufen.« Ich blieb überrascht stehen. »Wo willst du denn alles noch hin?«

»Mal sehen.«

»Wohl die große Lust gepackt, wie?«

»Klar. Die Lust auf Shimada.«

»Dann komm!«

Aus Erfahrungen klug geworden, hatten wir uns bis an die Zähne bewaffnet. Ich trug zusätzlich meinen silbernen Bumerang bei mir, während Suko sich mit der goldenen Pistole bewaffnet hatte.

Wir hatten leider die Gefährlichkeit der Ninja-Kämpfer am eigenen Leib erleben müssen und wollten uns nicht mehr überraschen lassen, wie es schon einmal geschehen war.

Jedes Etablissement, das etwas auf sich hält, beschäftigt auch einen Portier, den man zumeist in eine Phantasie-Uniform steckt. Hier war es nicht anders.

Auch wir wurden von einem dieser Knaben begrüßt, und er hielt uns die Tür auf.

»Willkommen in unserem bescheidenen Hause«, dienerte er, bevor er sich wieder in die Senkrechte stellte.

Ich schaute ihn an, sah das falsche Lächeln auf dem Gesicht und die giftgrüne Uniform, die einige Beulen aufwies, ein Beweis, daß der Knabe nicht waffenlos umherlief.

»Kann ich Ihnen helfen, Sir?« Sein Englisch war akzentfrei.

»Wir wollen uns etwas umschauen.«

»Dann sind Sie nicht wegen des Festes gekommen?«

Suko und ich schauten uns an. »Wie meinen Sie das denn?« fragte mein Partner.

»Wir feiern heute ein Fest der Finsternis und gedenken der Zeit, als es noch Samurais und Ninjas gab, die sich oft im blutigen Kampf gegenüberstanden. Zunächst siegten die schwarzen Ninjas, doch die weißen taten sich mit den Samurais zusammen und schlugen die schwarze Gefahr zurück. Das ist alles.«

Das Wort Ninja hatte bei uns schon Assoziationen ausgelöst. Wir schienen tatsächlich einen Glücksgriff getan zu haben.

»Und da sind nicht nur geladene Gäste?« sprach ich den Portier an.
»Nein, Sir. Auch Menschen aus unserem Gastland sollen daran teilnehmen. Wie Sie.«
»Das finde ich gut.« Ich nickte Suko zu, und mein Freund gab mir zu verstehen, daß auch er nicht abgeneigt war. »Wohin müssen wir uns denn wenden?«
»Das Fest findet in der ersten Etage statt. In den großen Ballräumen mit den Bühnen. Sie können es überhaupt nicht verfehlen. Nehmen Sie den Lift oder die Treppe?«
»Die Treppe«, entschied Suko.
»Sehr wohl, Gentlemen. Dann darf ich Ihnen ein großes Vergnügen in unserem Haus wünschen. Sie werden alles finden, wonach ihr Herz und Ihr Körper verlangen. Sie verstehen?«
»Natürlich.«
Die Treppe führte von der Halle aus nach oben. Sie war sehr breit und beschrieb einen Bogen. An den Wänden sahen wir Zeichnungen aus dem alten Japan. Herrlich gemalte Kirschblüten, kleine Parks, Seen oder Flüsse. Und über allem thronte der Fudschijama, Japans heiliger Berg.
Er war auf jedem Bild zu sehen, und seine Schneekuppe leuchtete stets in einem strahlenden Weiß.
Ich schaute noch einmal zurück.
Der Portier hatte uns nachgeschaut. Als ich den Kopf drehte, wandte er sich ebenfalls ab - und war verschwunden.
Ich hatte das Gefühl, leicht durchzudrehen, lief ein paar Schritte, um einen besseren Blickwinkel zu bekommen, aber ich sah den Knaben nicht. Er hatte sich in Luft aufgelöst.
Das war ein Ding.
Dann sah ich ihn doch. Zumindest seinen Rücken. Er stand neben einer Blumenbank und beschäftigte sich mit den Blättern einer exotisch wirkenden Pflanze.
Suko war zurückgeblieben. Jetzt kam er wieder vor und fragte: »Was ist denn los, John?«
»Der Portier ist verschwunden.«
Suko lachte leise. »Träumst du? Da steht er doch.«
»Wirklich?«
»Sag mal, was ist…«
Jetzt drehte sich der Mann um. Wir schauten ihn an, und auch Suko schluckte zweimal.
»Das gibt es doch nicht«, murmelte er.
Und doch gab es das. Der Knabe, der vor uns stand, war ein anderer als der, der uns in Empfang genommen hatte.
»Die Herren wünschen?« fragte er. Er sprach mit der gleichen Stimme wie der erste.

Ein wenig dumm kam ich mir ja bei der Frage vor, die ich stellte. »Sie haben uns vorhin begrüßt, Mister?«

»Natürlich.«

»Sind Sie ganz sicher?«

»Gentlemen, ich brauche keine Brille. Ich kann mich auf meine Augen verlassen.«

»Dann ist es gut, danke.«

Wir drehten wieder ab. Noch einmal schauten wir uns um und sahen einen Mann, der uns verständnislos nachschaute. Als wir aus seinem Blickwinkel verschwunden waren, blieb Suko stehen. Das geschah bereits auf der dritten Treppenstufe.

»Denkst du das gleiche wie ich?« fragte er.

»Ja. Shimada, die lebende Legende.«

»Oder Herr der 1000 Masken. Und damit hat er uns geleimt. Vor uns stand beim erstenmal nicht der Portier, sondern Shimada. Liege ich da falsch?«

»Nein, Suko, du liegst goldrichtig. Besser hätten wir es gar nicht treffen können. Wobei uns Shimada gezeigt hat, daß er uns nicht aus den Augen läßt.«

Wir schritten allein die Treppe hoch. Es kam uns auch niemand entgegen, und wir ließen den Bogen hinter uns. Die Wände waren ebenfalls bemalt worden. Zweige mit Kirschblüten. Letztere in einem hellen feinen Rot gezeichnet. Sie hingen an sehr zarten Stengeln, und als ich genauer hinschaute, sah ich, daß sie sich bewegten.

Gemalte Blüten!

Ich blieb stehen, schaute sie mir an, und meine Augen wurden groß.

Jetzt sah ich keine Blüten mehr, sondern winzige Gesichter, in denen aber jedes Detail genau zu erkennen war.

Ninja-Kämpfer!

Ich sah die Tücher an der oberen Gesichtshälfte, die kalten, bläuen Augen, die uns anfunkelten, und als ich mit dem Finger gegen ein Gesicht stieß, traf ich nur die Wand.

Auch Suko hatte zugeschaut. »Jetzt können wir es uns überlegen«, sagte er, »das war die zweite Warnung.«

»Wieso? Willst du fort?«

Suko lachte. »Nein, ich bestimmt nicht, aber Shimada gibt uns laufend Chancen.«

»Wir werden sein Fest der Finsternis schon stören«, sagte ich und schritt entschlossen weiter.

Die Treppe mündete in eine Halle. Damit hätten wir nicht gerechnet.

Kühle wehte uns entgegen. Gegenüber entdeckten wir eine große Tür.

Sie besaß zwei Flügel, und wir glaubten auch, Stimmen zu vernehmen.

Wahrscheinlich fand hinter der Tür das Fest statt.

Die Halle war leer. Selbst die Garderobe auf der linken Seite war nicht belegt. Wir sahen dort einige Mäntel hängen.

Dennoch hatten wir beide ein ungutes Gefühl, als wir uns daran begaben, die Halle zu durchschreiten und die zweiflügelige Tür ins Auge zu fassen.

Lauerte Shimada hier in der Nähe? Zwei Warnungen hatte er uns geschickt, konnten wir auch mit einer dritten rechnen?

Nur wir allein standen in der Halle. Dennoch hatten wir beide das Gefühl, beobachtet zu werden. Belauert aus dem Unsichtbaren…

Ich schaute wieder auf die Garderobe, wo die Mäntel hingen. Bewegten sie sich etwa?

Nein, es waren normale Kleidungsstücke. Keine Geister oder Schattenwesen, die unseren Weg mitbekommen wollten.

Stimmen vernahmen wir nicht mehr. Dafür Musik. Sie klang für mich sehr fremd. Höchstwahrscheinlich war das Fest der Finsternis schon in vollem Gange.

Vor der zweiflügeligen Tür blieben wir für einen Moment stehen. Wir zögerten noch und hörten die Stimme durch die Halle klingen. »Bitte, gehen Sie ruhig hinein, Gentlemen! Man wird Sie schon nicht fressen. Gäste sind immer willkommen.«

Der Portier hatte gesprochen. Er war uns nachgegangen und stand am Eingang der Halle. Als er unsere Blicke auf sich gerichtet sah, verbeugte er sich und verschwand.

»War das nun der echte oder Shimada?« fragte ich.

Suko hob die Schultern. »Tut mir leid, aber so genau habe ich ihn nicht sehen können.«

»Dann nichts wie rein!«

Ich machte den Anfang und legte meine Hand auf die Klinke der rechten Türhälfte. Für ihre Größe ließ sie sich ziemlich leicht nach innen drücken, und wir traten nebeneinander ein.

Vor uns lag ein Saal.

Er war noch geräumiger als die Halle, die wir durchquert hatten, und mit Dämmerlicht erfüllt. Wenigstens saßen die Zuschauer im Dunkeln. Nur die große Bühne war erhellt. Sie lag links von uns und nahm die gesamte Breite des Saales ein.

Dort wurde getanzt.

Es waren Japanerinnen, die ihre Kunststücke vorführten. Im ersten Moment erschrak ich, denn es schienen nur Gesichter in der Luft zu schweben. Weiße Masken.

Bis mir einfiel, daß die Frauen sich so geschminkt haben konnten. Wenn sie zudem noch dunkle Kleidung trugen und nicht angestrahlt wurden, sah es wirklich so aus, als würden nur ihre Gesichter über dem Boden schweben.

Welchen Tanz die Frauen und Mädchen da aufführten, wußte ich nicht.

Die Mythologie des Landes war mir nicht bekannt, und auch Suko gab keine Erklärung. So blieb uns nichts anderes übrig, als abzuwarten.

Die anderen Gäste achteten nicht auf uns. Man nahm uns als neue Gäste hin, und wir mußten uns im Dunkeln an der Wand entlangtasten, um einen Platz zu finden.

Die Zuschauer saßen nicht in langen Reihen wie es bei Theatern üblich war, sondern an Tischen und hockten dort in Gruppen zusammen. Wo es noch freie Plätze gab, konnten wir nicht erkennen. So mußten wir stehenbleiben und auf eine Pause warten.

Wir lehnten uns an die Wand. Suko stand so dicht bei mir, daß ich seine Körperwärme spürte. Gegner oder Feinde konnten wir nicht entdecken.

Aber jeder Besucher des Festes stand sicherlich auf der anderen Seite.

Mittlerweile hatten sich unsere Augen an das Licht gewöhnt. Eine Mischung aus Schatten und schwacher Helligkeit. Wir sahen die Umrisse und stellten fest, daß die Tische allesamt gut besetzt waren. Das hätte ich nicht gedacht.

Auf der Bühne tanzten noch immer die Mädchen. Sie kamen jetzt sternförmig aufeinander zu und hatten Lichter angezündet. Dadurch daß ihre Körper nicht zu sehen waren, kam es dem Betrachter vor, als würden die Lichter in der Luft schweben.

Die Lichter, von mehreren Seiten auf einen zentralen Punkt gelenkt, vereinigten sich zu einer blauen Lichtsäule, die gegen die Decke stieß und in der Höhe allmählich verpuffte.

Wir spannten uns, denn dieses Licht war uns nicht unbekannt. Sollte etwa das gleiche ablaufen wie in der Peep Show?

Nein, es gab kein Feuer. Dafür rauschte Beifall der Bühne entgegen.

Vereinzelt klangen auch Rufe auf, und ein Name elektrisierte mich besonders.

»Shimada!«

Eine schrille Stimme schrie ihn. Leider konnte ich nicht erkennen, wo die Person saß, und als es jetzt heller wurde, stoppte der Mann auch sein Schreien.

Auf der Bühne verbeugten sich die Mädchen. Sie waren tatsächlich schwarz gekleidet und hatten nur ihre Gesichter weiß geschminkt, so daß die unheimliche Atmosphäre entstehen konnte.

Von dem blauen Feuer sahen wir auch nichts mehr. Auch den Schreier konnte ich nicht identifizieren, es hielten sich zu viele Menschen in dem Theater auf.

Freie Plätze gab es auch. Zwar nicht dort, wo wir standen, sondern ein Stück weiter, nahe der Bar, wo der Saal in Nischen aufgeteilt war,

die im Halbdunkel lagen.
Wir orientierten uns dorthin. Bisher hatte ich noch keinen Europäer gesehen. Wir waren umringt von Japanern, die dem Fest der Finsternis beiwohnen wollten.
»Willst du dich an die Bar setzen?« fragte mich Suko.
»Eigentlich wollte ich mit dem Besitzer dieser Höhle reden. Lou Tanaka.«
»Wenn du den mal erreichst…«
»Fragen kostet nichts.« Ich drückte mich bereits auf einen Barhocker und schaute in eine halbrunde Spiegelfläche, vor der zahlreiche Flaschen standen.
Ein Keeper lächelte höflich und wischte imaginäre Staubkörnchen zur Seite. »Was kann ich für Sie tun?«
»Zwei Dinge«, erklärte ich. »Erstens wollen wir etwas trinken, und zweitens möchten wir den Chef des Ladens sprechen.«
»Mr. Tanaka?« Er sprach den Namen beinahe ehrfurchtsvoll aus und tat so, als hätten wir mit unserer Frage nach dem Boß ein Verbrechen begangen.
»Ja, wen sonst?«
Der Keeper blieb höflich, als er seinen Kopf schüttelte. »Nein, das geht auf keinen Fall.«
»Und warum nicht?« stieß Suko nach.
»Weil Mr. Tanaka sehr viel zu tun hat.« Der Mann begann sich hektisch zu bewegen und räumte einige Gläser zur Seite, wobei er sie noch putzte.
Der würde uns nicht weiterhelfen, da bissen wir auf Granit. Ich nickte Suko zu, und mein Freund griff unter seine leichte Jacke. Er wurde dabei von dem Keeper aus den Augenwinkeln beobachtet. Noch regte sich nichts auf dem Gesicht des Mannes. Der Ausdruck änderte sich aber, als Suko die kleine Ahnentafel hervorholte und sie auf die blanke Platte der Bar legte.
Wie gut, daß sich der Mixer festklammerte, vielleicht wäre er sonst noch nach hinten gekippt. Jedenfalls wurde sein Blick starr, die Lippen begannen zu zittern, und im Licht der dünnen Spotlight-Strahler glänzte Schweiß auf seiner Stirn.
»Was ist?« fragte ich.
Er schüttelte den Kopf. »Woher haben Sie das?« hauchte er.
»Nehmen Sie an, wir hätten es gefunden«, sagte Suko.
»Aber das ist nicht möglich. Sie dürfen diese Tafel nicht behalten. Sie sind…«
»Was sind wir?«
Der Keeper hob seinen Kopf. »Unwürdig. Ja, Sie sind unwürdig. Nur Japaner dürfen…«
Beifall rauschte durch den Saal. Er unterbrach die Rede des Mannes,

und ich warf einen Blick schräg über die Schulter nach links, wo sich vor meinen Augen der Saal ausbreitete und ich auch die Bühne sehen konnte.

Nach der letzten Aufführung hatte sich der Vorhang wieder herabgesenkt, nun glitt er allmählich in die Höhe und gab den großen Boden wieder frei. Dort fand ein neues Programm seinen Anfang.

Diesmal waren es Männer. Da das Licht wieder zusammenfiel, konnte ich nicht viel erkennen, nur dunkle Gestalten, die etwas Blitzendes in ihren Händen hielten.

Wahrscheinlich Schwerter…

Irgendwie hatten diese Gestalten auch Ähnlichkeit mit den Ninja-Kämpfern, denen wir begegnet waren, und über meinen Rücken rann es kalt. Wieder erklang Musik. Nach den Klängen bewegten sich Männer.

Sie führten einen Kampf vor.

Spielerisch natürlich, keinen echten Kampf, aber die Schwerter klirrten gegeneinander. Hin und wieder sah ich blaues Licht über die Gestalten gleiten. Es waren immer nur kurze Strahlen, die die Akteure trafen, um dann wieder zu verschwinden.

Über dem Saal lag die Dunkelheit. Nur die Ecke mit der Bar war in schwaches Licht getaucht. Aber auch hier gab es mehr Schatten als Helligkeit.

»Sie haben unsere Fragen noch immer nicht beantwortet«, erinnerte Suko den Mann. »Was ist mit dieser kleinen Ahnentafel?«

»Gehen Sie!« flüsterte der Keeper und beugte sich vor. »Gehen Sie schnell weg! Vielleicht schaffen Sie es noch.«

»Was sollen wir schaffen?«

»Ihr Leben zu retten.«

Ich lächelte. »Deswegen brauchen Sie sich keine Sorgen zu machen, Meister.«

»Sie verstehen mich nicht…«

Suko hatte seine Hand auf die Ahnentafel gelegt. »Holen Sie uns Lou Tanaka!«, verlangte er.

»Sie sind lebensmüde, nicht?«

»Wir wollen nur mit ihm reden. Auch wegen der kleinen Tafel«, erklärte ich lächelnd.

»Ja«, sagte der Keeper. »Ja, ich sage ihm Bescheid. Zwei Kamikaze-Menschen warten auf ihn.«

»Wieso Kamikaze?« fragte ich.

»Weil Ihre Chancen nicht größer sind. Deshalb…«

Wenn er das sagte, schien etwas daran zu sein. Aber Suko und ich hatten vor, uns so teuer wie möglich zu verkaufen, und das würden wir auch durchhalten.

»Da scheinen wir ja in ein Wespennest gestochen zu haben«, meinte

mein Freund.
»Mal sehen.« Ich deutete zur Bühne.
»Kommt dir das nicht bekannt vor, Alter?«
»Und wie.«
Wir hörten die Kampfschreie der Tänzer. Dazwischen das Klirren der Schwerter und die dumpfen Geräusche, die entstanden, wenn die Akteure auf den Bühnenboden sprangen.
Waren es Ninjas?
Fast hatte es den Anschein, denn sie bewegten sich äußerst schnell und geschmeidig. Sie rannten aufeinander zu, schlugen mit ihren Schwertern und führten dabei artistische Leistungen durch. Daran, wie sie die Arme über die Schulter warfen und die Schwerter aus den Nackenscheiden holten, erkannten wir, daß es sich tatsächlich um einen alten Ninja-Tanz handelte.
Als direkte Ninja-Kämpfer stufte ich sie dennoch nicht ein. Für mich waren sie Tänzer einer Ballettgruppe, die hier die alte Tradition hochleben ließen.
Das breite Gesicht des Keepers erschien wieder. Er kam aus der Dunkelheit, geriet in den Dunstkreis einer Lampe und bewegte sich nickend.
»Er kommt.«
»Tanaka?« fragte ich.
»Ja.«
»Dann geben Sie uns einen Schluck Cola. Aber aus der Büchse oder Flasche.«
»Das ist nicht…«
»Gib her!« sagte Suko.
Wir bekamen zwei Büchsen, rissen die Verschlüsse auf und setzten zum Trinken an. Das Zeug kühlte, klebte leider auch im Gaumen, und wir setzten die Büchsen wieder ab.
Er war wie ein Geist erschienen. Aus dem Hintergrund löste er sich und blieb stehen.
Lou Tanaka!

***

Ich stieß Suko an, der bisher nichts gesehen hatte, weil Tanaka hinter ihm aufgetaucht war. Als sich mein Freund drehte, sah auch er den Mann hinter sich.
»Sie wollten mich sprechen?« Die Stimme klang nicht unsympathisch, auch wenn sie mir in der Höhe nicht ganz gefiel.
»Ja, wenn Sie Mr. Tanaka sind?«
Der Mann nickte mir zu. »Das bin ich. Kommen Sie, wir gehen zu einem Tisch! Dort plaudert es sich besser.«
Der Mixer starrte uns nach, als wären wir Todeskandidaten, die zur

Hinrichtung gingen. Er hatte uns Kamikaze-Menschen genannt. Das gefiel mir gar nicht, wenn ich ehrlich war, denn wir hatten nicht vor, unser Leben so einfach wegzuwerfen.

Wir blieben nahe der Bar. An einen Vierertisch setzten wir uns. Ich hatte Zeit, mir Tanaka genauer anzusehen.

Er war für einen Japaner ziemlich kräftig. Zwar nicht so wie ein Sumo-Ringer, aber er brachte schon einiges auf die Waage, und der Korbstuhl ächzte, als sich der Mann darauf niederließ. Sein Gesicht glänzte. Der Vergleich mit einem Vollmond kam mir in den Sinn. Die Hände legte er auf den Tisch und verknotete seine dicken Finger miteinander.

»Was kann ich also für Sie tun, Meine Herren?«

»Ich will Ihnen zunächst einmal…«

Er unterbrach mich. »Sie brauchen sich nicht vorzustellen, Gentlemen. Ich weiß, wer Sie sind.«

»So?«

»Ja. Sie sind zum Beispiel John Sinclair. Man nennt Sie auch Geisterjäger. Der Mann an Ihrer Seite heißt Suko und stammt aus China. Er lebt mit einer gewissen Shao zusammen, in deren Adern das Blut alter Rassen fließt. Das einer chinesischen und das einer japanischen. Eine Frau mit Mischkultur. Soll ich Ihnen noch mehr sagen?« Er schaute mich grinsend an.

Ich ärgerte mich. Der Knabe kam mir zu gut informiert vor. Da merkte man mal wieder, was die Leute alles von einem wußten.

»Sie haben recht«, sagte Suko. »So erübrigt sich wenigstens eine Vorstellung. Aber aus welch einem Grunde wissen Sie so gut über uns Bescheid? Zumeist besitzen diese Informationen nur unsere Gegner. Gehören Sie dazu?«

»Ich bin über vieles informiert«, wich er aus und zeigte ein knappes Lächeln.

»Wir auch. Nur fehlen uns noch einige Dinge in unserer Sammlung. Ich hoffe, daß Sie uns helfen können, Mr. Tanaka.«

»Ich tue, was ich kann.« Er verbeugte sich leicht.

»Shimada!« sagte ich.

»Was meinen Sie damit?«

»Wer steckt dahinter?«

»Einer unserer Ninja-Dämonen. Nein, der oberste Ninja-Dämon. Der Anführer der schwarzen Ninjas. Manche nennen ihn den Höllengeist. Andere den Unbesiegbaren, doch am häufigsten wird er als die lebende Legende bezeichnet.«

»Das ist uns bekannt.«

»Weshalb fragen Sie dann?«

»Wir wollen mehr über ihn wissen.«

Tanaka lehnte sich zurück. Sein breites Gesicht verzog er zu einem

Lächeln. »Nein«, sagte er, »da kann ich Ihnen nicht helfen. Weshalb kommen Sie gerade zu mir.«

»Weil in Ihrem Hause ein Fest gefeiert wird. Das Fest der Finsternis. Wahrscheinlich ihm zu Ehren.« Die Worte hatte Suko gesprochen und damit ins Schwarze getroffen.

Tanaka nickte. »Das streite ich nicht ab. Wir hängen eben sehr an den alten Traditionen. Ihnen als Chinese dürfte dies nicht fremd sein, wie ich vermute.« Der Japaner lächelte. »Aber was hat dieses Fest damit zu tun?«

»Vielleicht ist es nicht so harmlos«, sagte ich. »Vielleicht ist aus der Legende eine Tatsache geworden. Möglicherweise gibt es Shimada, oder ist das so unwahrscheinlich?«

»Ich kann es Ihnen nicht sagen.«

»Weshalb lügen Sie?«

»Da unterstellen Sie mir etwas.«

»Dienen Sie nicht Shimada?« fragte Suko.

»Für Fremde sind Sie sehr neugierig«, sagte Tanaka. »Sie kümmern sich um unsere Kultur, die Sie eigentlich nichts angeht. Sie sind Europäer und werden nichts verstehen.«

»Ich ja«, sagte Suko.

»Entschuldigen Sie, ich vergaß.« Tanaka lächelte, als er die nächsten Worte sprach. »Manche Menschen gehen eben zu weit, wenn sie sich um irgendwelche Dinge sorgen, die schon angelaufen und nicht mehr zu stoppen sind.«

»Sie meinen Shimada?«

Tanaka schaute zwischen uns durch und weiter zur Bühne. Gab es dort etwas Interessantes?

Auch ich blickte zurück. Suko tat es mir nach. Beide sahen wir, daß die Bühne leer war - bis auf einen Gegenstand.

Es war eine Kerze!

Ziemlich groß sogar, auch sehr dick. Das konnten wir erkennen, obwohl wir von ihr nur die Spitze sahen, die in den unmittelbaren Dunstkreis der Flamme geriet und dort erhellt wurde.

Die Flamme brannte sehr ruhig. Kein Luftzug bewegte sie, und die Spitze war nach oben gerichtet, wobei sie einen Kreis unter die Bühnendecke malte.

»Weshalb brannte die Kerze?« wollte ich wissen.

»Zu seinen Ehren.«

Damit konnte eigentlich nur Shimada gemeint sein, obwohl er den Namen nicht aussprach. Von den Tänzern sahen wir nichts mehr. Ob sie die Bühne verlassen hatten, konnten wir nicht sehen, da die Kerze in einem Mantel aus Dunkelheit lag, unter dem sich die Tänzer sehr gut verbergen konnten.

Als ich Tanaka wieder anschaute, sah ich auf seinem breiten Gesicht

das Lächeln. Er schien mir siegessicher zu sein. Er wußte also Bescheid.

»Sie haben da noch etwas mitgebracht?« kam er endlich zum Kern der Sache.

»Meinen Sie die Ahnentafel?«

»Ja.«

»Wir fanden Sie bei einer Toten«, sagte Suko. »Ebenfalls eine Japanerin. Ihr Name lautete Sayana.«

»Ich weiß.«

»Kannten Sie das Mädchen?«

»Nein, nicht persönlich, aber es hat einen Fehler gemacht. Es hätte die Tafel hergeben sollen. Deshalb freue ich mich, daß Sie sie gebracht haben.«

»Wer sagt Ihnen denn, daß wir sie aus der Hand geben?« lächelte Suko.

»Wahrscheinlich werden Sie sie hergeben müssen.«

»Und weshalb ist sie so wertvoll für Sie?« wollte ich wissen.

»Dies zu erklären, ginge zu weit. Sie kennen sich in der japanischen Mythologie nicht aus.«

»Möglicherweise irren Sie sich da. Versuchen Sie trotzdem, uns die Tafel zu erklären.«

»Sie zählt nur die Göttergeschlechter auf. Wenigstens einen Teil von ihnen.«

»Dann können wir sie ja behalten.«

»Wie Sie meinen…«

»Oder will Shimada sie haben?« fragte Suko.

»Sie kapieren sehr schnell.«

»Und was ist der Grund?«

»Da das Mädchen sie nicht freiwillig hergab, mußte sie sterben. Auf dieser Tafel stehen die Namen der toten Ninja-Führer, aber die Legende berichtet, daß sie erweckt werden können. Shimada brauchte die Tafel.«

Jetzt hatte er die Katze aus dem Sack gelassen, und wie er da saß, so fett, so siegessicher, konnten wir schon davon ausgehen, daß er die besseren Karten in der Hand hielt.

»Schauen Sie zur Bühne!« flüsterte er.

Das taten wir auch.

Noch brannte nur die Kerze. Das blieb auch so, dennoch veränderte sich etwas.

Wir hörten einen lauten, lockenden Ruf. Es war kein Schrei, sondern erinnerte an einen fernen, sphärisch klingenden Gesang. Und es wurde nur ein Name gerufen.

Shimada!

Man rief den Dämon, die lebende Legende. Man wollte ihn herholen,

und ich war sicher, daß Shimada reagierte. Wir hatten ihn gesehen, er war schon da, und wenn seine Diener ihn riefen, würde er sich ihnen auch zeigen.

»Shimada…«

Der Ruf hallte durch den Raum. Er schwang über die Köpfe der Besucher hinweg. Die Menschen saßen wie angewachsen auf ihren Stühlen. Wahrscheinlich wagten sie kaum, Luft zu holen, denn die Spannung hatte sich inzwischen verdichtet.

Der Ruf hatte Erfolg.

Shimada kam!

Zunächst sahen wir über der Kerzenflamme nur ein Zittern der Luft.

Gleichzeitig wurde sie dunkler. Für mich nahm sie die Farbe von blauer Watte an, und sie quoll zu einer großen Wolke auseinander.

War das Shimada?

Wenn ich ehrlich war, hatte auch mich diese Spannung erfaßt. Über meinen Rücken rann es kalt, denn unter der Bühnendecke manifestierten sich zwei Augen. Shimadas Augen!

Kalt, blau und unbarmherzig wirkten sie. Eigentlich sahen wir nur die Pupillen, denn sie leuchteten in diesem gnadenlosen Blau, das alles andere überstrahlte. Die beiden Augen standen so weit auseinander, daß sie nicht in ein normales Gesicht hineinpassen würden. Also mußte der Kopf vergrößert worden sein.

Ein faszinierendes und gleichzeitig schauriges Bild, das uns den Atem raubte.

Ich schaute zu Tanaka hin. Er hockte gespannt auf seinem Stuhl, den Blick zur Bühne gerichtet. Leicht geöffnet waren die Lippen. Im Blick des Mannes las ich Hörigkeit dem Dämon gegenüber. Tanaka war Shimada treu ergeben.

Und wieder der Ruf. »Shimada…«

Plötzlich sprangen die Gäste auf. Nichts hielt sie mehr auf den Stühlen.

Manche kippten um und schlugen dumpf mit den Rückenlehnen auf.

Shimada hatte sich gezeigt, und sein Volk huldigte ihm. Sie nahmen ihn an, und die Augen des Dämons faszinierten sie.

Auch ich hatte Mühe, mich von diesem Blick zu lösen. Wäre ich ihm hörig gewesen, ich hätte mich wohl nicht dagegen wehren können.

Die Kerzenflamme brannte ruhig weiter. Mit ihren Ausläufern erreichte sie auch das Gesicht des Unheimlichen, doch viel konnten wir nicht erkennen, weil die untere Hälfte nach wie vor im Schatten des schwarzen Kopftuchs lag.

Auch Tanaka war jetzt aufgestanden. An uns hatte er jegliches Interesse verloren. Sein Blick galt einzig und allein dem unheimlichen Augenpaar.

»Er ist da!« hauchte er mit tonloser Stimme. »Shimada ist gekommen,

er hat uns erhört, und die alten Legenden haben nicht gelogen. Shimada kehrt zurück, um die Macht an sich zu reißen. Er ist der Herr über Zombies und Ninjas…«

Ich stieß ihn an. »Wie haben Sie es geschafft?«

Tanaka drehte sich. Sein Lächeln wirkte plötzhch kalt und abweisend.

»Es ist geschafft«, sagte er. »Alle Arbeit hat sich gelohnt. Wir haben ihn wieder.« Er drehte sich. »Und auch die Tafel!«

Tanaka legte uns rein. Bevor wir noch die Tafel greifen konnten, hatte er sie bereits gepackt und unter Sukos Hand weggezogen. Er schrie triumphierend auf, als er sie an sich riß. Seine Augen leuchteten, und er sprang sofort mit seiner Beute zurück.

Auch wir blieben nicht sitzen. Suko war noch schneller als ich. Sein Arm schoß vor, er wollte Tanaka packen, doch da hatte er plötzlich Pech.

Aus dem Dunkeln tauchten die blitzenden Schwertklingen auf. Schattenhaft sah ich die Gestalten dahinter, wollte noch zurück, aber sie befanden sich auch hinter uns.

Eingekreist.

Tanaka aber lachte laut, bevor er sich zurückzog und im Dunkeln verschwand…

***

Hätte Logan Costello den Würfel des Unheils besessen, wäre alles kein Problem gewesen. Aber der stand ihm leider nicht zur Verfügung, so mußte er mit konventionellen Mitteln versuchen, Xorron zu finden.

Er wollte dem Auftrag dieses Shimada nachkommen. Nicht einmal, weil er ihn für besonders gut hielt, er vertraute mehr auf Xorron und wollte sein Vertrauen erfüllt sehen. Xorron sollte kommen und sich Shimada stellen, denn Logan Costello glaubte fest daran, daß der Herr der Zombies und Ghouls Shimada paroli bieten konnte. Xorron war seiner Ansicht nach nicht zu besiegen, das würde auch Shimada nicht schaffen, und so hoffte Costello, daß ihm Xorron einen Gegner wie diese japanische Legende aus dem Weg räumte.

Wo sollte er mit der Suche anfangen?

Logan Costello hatte keine Ahnung. Er wußte zwar von dem ehemaligen Versteck der Mordliga hoch in den Anden Südamerikas, aber ob sich Xorron dorthin zurückgezogen hatte, war fraglich. Was sollte er da?

Xorron brauchte Unterstützung. Er mußte die Zombies und Ghouls um sich versammeln, und er würde sicherlich alles daransetzen, um dies zu schaffen.

Normale Methoden wollte er einsetzen. Das hieß Spitzeltätigkeit, Beziehungen intensivieren, alte Reserven hervorholen und die Leute

ansprechen, die ihm noch was schuldig waren. Sein Einsatzgebiet war dabei die ganze Welt.

Natürlich überforderte so etwas einen Mann. Aus diesem Grunde hatte er auch seine Vertrauten zusammengerufen, um mit ihnen den Plan zu besprechen.

Der Anwalt befand sich auch unter den Männern. Er konnte zumeist mit guten Ratschlägen dienen. Costello tat etwas, das bei ihm selten genug vorkam.

Er legte die Karten auf den Tisch.

Paul Sorvino nickte bei seinen Worten. Die anderen Mafiosi jedoch zogen erstaunte Gesichter. Sie begriffen nicht so recht, was sich ihr Boß vorgestellt hatte.

Deshalb sagte er ihnen es mit aller Deutlichkeit. »Es geht um Xorron, um ihn allein. Merkt euch den Namen!« Er buchstabierte ihn noch einmal, und die Männer nickten.

»Alles verstanden?«

»Ja.«

»Dann fangt an.«

Die Unterführer erhoben sich und gingen aus dem Zimmer. Nicht so forsch wie bei normalen Einsätzen, sie schlichen förmlich hinaus und zeigten sich ziemlich ratlos.

Paul Sorvino grinste. »Hoffentlich überforderst du sie nicht.«

»Sie sind lange genug im Geschäft.«

»Im normalen schon. Aber hier geht es um mehr. Um dämonische Aktivitäten. Das können sie schlecht begreifen. Auch ich schaffe es nie richtig.«

»Vielleicht geht das mal vorbei.«

»Du wünscht es dir, wie?«

Costello schlug mit der Faust auf den Tisch. »Ja, ich wünsche es mir, denn ich bin es leid, verdammt. Endgültig leid. Dieser dämonische Zirkus fällt mir auf den Wecker. Besonders deshalb, weil diese angeblichen Freunde stärker sind als ich.«

»Die Mordliga gibt es nicht mehr.«

»Ja, und Shimada wird es bald auch nicht mehr geben. Davon bin ich überzeugt. Dann haben wir es nur noch mit Xorron zu tun, dem letzten Erben der Mordliga. Xorron ist zwar ein Kämpfer, aber auch ein hirnloser Idiot. In meinen Händen könnte er zu Wachs werden.« Der Mafioso atmete tief ein. »Deshalb hoffe ich stark, daß Xorron den Kampf gewinnt.«

»Erst einmal muß er gefunden werden«, schränkte Paul Sorvino ein.

»Das schaffen wir. Da bin ich mir sicher.« Costello grinste hinterhältig. »Die Arme der Mafia sind verdammt lang, und sie hat überall ihre Augen. Auch Xorron wird ihnen nicht entwischen können. Es muß Spuren geben, und es werden Spuren vorhanden sein. Ich

glaube auch nicht, daß er sich noch in den Anden aufhält. Was soll er da?«

»Er will die Macht erringen, und das kann er nicht, wenn er sich verkriecht.«

»Stimmt.«

Costello beugte sich vor und griff zum Telefon. »Ich selbst werde mich auch ein wenig bemühen und einige Bekannte anrufen. Vielleicht haben wir Glück und schaffen es.«

»Wen willst du anrufen?«

»Nicht meinen Freund auf Sizilien. Der hat Sinclair laufenlassen, als es um seine Tochter ging. Nein, ich beginne in den Staaten. Da sind wir am besten vertreten.«

»Soll ich dir die Vorwahl von New York geben?«

Costello lachte rauh. »Die weiß ich selbst…«

***

Wir standen zwischen dem Tisch und zwei umgekippten Stühlen und rührten uns nicht. Es wäre Selbstmord gewesen, jetzt irgend etwas zu unternehmen, denn ich zählte sechs Klingen, deren Spitzen genau auf uns zeigten.

Die Männer, die diese Waffen in den Händen hielten, warteten nur auf eine falsche Bewegung, um uns durchbohren zu können. Das Licht war sehr trübe, deshalb konnten wir nicht genau erkennen, wer unsere Gegner waren.

Ich rechnete aber mit Ninjas!

Schwarzen Ninjas, denn ihre Gestalten verschwammen mit der Finsternis.

Ich spürte auch den Druck der Klingen an meiner Wirbelsäule. Es war kein besonders ermutigendes Gefühl, die Waffen vor und hinter sich zu wissen. Daß es Suko ähnlich erging, sah ich mit einem Blick. Mein Freund war sauer. Wie eingefroren wirkten seine Gesichtszüge. Nur manchmal zuckte kurz die Zungenspitze zwischen seinen Lippen hervor.

Wie auch ich suchte er ebenfalls nach einer Chance.

Noch gab es keine. Im Gegenteil, wir standen nur Feinden gegenüber, denn wir mußten die Besucher hinzuzählen, schließlich konnte man sie als Shimatahörig bezeichnen.

Die würden eiskalt zustoßen!

Ich atmete tief ein, schaute wieder nach vorn und sah eine Bewegung.

Jemand kam.

Es war Tanaka, der die Krieger zur Seite schob, um vor uns stehen zu können.

Er machte es geschickt und hielt sich außer unserer Reichweite. Sein

fettes Gesicht glänzte, auf den dicken Lippen lag ein Lächeln, als er sagte: »Hoch gereizt, aber verloren.«

»Noch nicht!«

Als er meine Antwort hörte, begann er zu lachen. »Was wollt ihr denn noch machen? Gar nichts könnt ihr. Überhaupt nichts. Ihr seid umgeben von einem Heer von Feinden. Nein, eure Chance ist so groß wie die eines Schneeballs im Feuer.«

Der Vergleich stimmte zwar irgendwie, mich ärgerte er trotzdem. War es uns bisher gelungen, aus den lebensgefährlichsten Lagen herauszukommen, so gaben wir auch in dieser Situation nicht auf. Ich sah Sukos leichtes Nicken. Er verfolgte die gleichen Gedankengänge wie ich. Sich nur nicht fertigmachen lassen.

Auch Tanaka hatte das Zeichen bemerkt. Er schüttelte leicht den Kopf.

»Bildet euch nichts ein. Ich kenne euren Ruf und habe entsprechend vorgesorgt. Ihr werdet Shimada vorgeführt und seid die ersten, die unter seinen Schwerthieben das Leben aushauchen werden. Und jetzt weg mit euren Waffen.« Sein Arm stach vor wie eine Lanze. Der Finger zeigte auf Suko.

»Du fängst an!«

Mein Freund zögerte kurz. Er runzelte die Stirn hob die Schultern und sagte: »Okay.«

»Aber hüte dich!« zischte der Japaner. »Eine überflüssige Bewegung, eine verkehrte nur, und alles ist vorbei.«

»Nein, nein, keine Sorge…« Suko schaffte es sogar, einen ängstlichen Ausdruck auf sein Gesicht zu zaubern, und sein angewinkelter Arm näherte sich dem Ausschnitt des leichten Jacketts.

Ich kannte seinen Plan. Innerlich begann ich zu lächeln und spannte mich gleichzeitig.

Suko holte seinen Stab hervor.

Er hatte ihn in einem Kloster bekommen. Angeblich sollte der Stab von Buddha stammen. Ob es stimmte, wußten wir nicht genau. Jedenfalls besaß er magische Kräfte, und er konnte, wenn Suko ein bestimmtes Wort rief, aktiviert werden.

Dabei mußte Suko den Stab nur berühren und ein Wort rufen.

»Topar!«

Nicht einmal sehr laut, längst nicht so wie der schluchzende Schrei nach Shimada.

Aber laut genug, um in der Umgebung verstanden und gehört zu werden.

Die Szene erstarrte!

***

Auch ich konnte mich nicht mehr rühren und wurde zu einem

»Eisblock«.

Wie ein Denkmal stand ich auf dem Fleck, war nur Beobachter und sah, was Suko tat.

Töten durfte er seine Gegner nicht, dann hätte der Stab seine magische Wirkung verloren. Leider blieben Suko nur fünf Sekunden Zeit, um das Steuer herumzureißen.

Ich setzte Vertrauen in meinen Freund. Er hatte längst Routine in solchen Dingen bekommen. Zumeist gelang es ihm, die kurze Zeitspanne optimal auszunutzen.

Auch jetzt wirbelte er.

Tanaka räumte er zuerst aus dem Weg und riß sogar die Ahnentafel an sich. Gedankenschnell steckte er sie weg, bevor er sich mit den anderen beschäftigte.

Suko huschte an mir vorbei und schleuderte die hinter mir stehenden Aufpasser zwischen die Tische. Sie wurden umgerissen, ich hörte es klirren und sah Sukos Arme wie Dreschflegel wirbeln. Er senste regelrecht, und einige unserer Gegner klatschten zu Boden.

Freie Bahn!

Die Zeit war um.

Plötzlich konnte ich mich wieder bewegen, sah Suko zwei Schritte von mir entfernt und mir zuwinkend. Aus seiner rechten Faust ragte eine Schwertklinge. Der Inspektor hatte sich eine Waffe besorgt und für mich gleich auch.

»Fang auf!« schrie er, als ich bereits startete.

Ich sah die blitzende Klinge in meine Richtung fliegen, und es gelang mir, die Waffe am Griff aufzufangen.

Hart hielt ich sie umklammert und bewegte mich rasch in Richtung Bar, um Suko auf dem Fuße zu folgen.

Erst jetzt hatten unsere Gegner die Überraschung verdaut. Da war unser Vorsprung bereits größer geworden. Wir hörten Tanaka keifen. »Packt sie, packt sie! Für Shimada!«

Der konnte mich kreuzweise, dieser verdammte Dämon. Und auch Suko dachte ähnlich, denn er lachte rauh.

Der Keeper versuchte uns aufzuhalten. Er schob seinen Körper in unseren Fluchtweg, doch da kam er bei uns an die falsche Adresse. Ich hörte es fauchen, als Suko seine Klinge bewegte. Mit einem Schrei auf den Lippen zuckte der Japaner zurück und fiel wieder hinter die Theke.

Für einen Moment sah ich sein Gesicht und den roten Streifen auf der hohen Stirn. Dort hatte ihn die Spitze erwischt. »Da ist eine Tür!«

Suko hatte sie entdeckt. Vor mir bewegte sich sein Körper schattenhaft, ich vernahm einen dumpf klingenden Laut, im nächsten Augenblick hatte der Chinese die Tür eingetreten, weil er sich nicht erst lange mit anderen Dingen aufhalten wollte.

Wir tauchten in einen langen Gang. Er war mit hellen Tapeten bedeckt, die gelblich schimmerten. Auf den Tapeten sahen wir rote runde Sonnen.

Links gab es Türen. Wohin sie führten, wußten wir nicht, wir hatten nur Augen für die Treppe, die leider nur nach oben führte, so daß wir dem Ausgang nicht näherkamen.

Das ärgerte mich.

Suko jagte die Stufen hoch. Erst jetzt hörten wir hinter uns das Geschrei.

Die Verfolger waren ebenfalls durch die zerstörte Tür gedrungen und jagten hinter uns her.

In dem engen Gang behinderten sie sich gegenseitig, so daß wir wieder ein wenig Vorsprung gewannen. Am Ende der Treppe blieb ich für einen Moment stehen und schaute mich um.

Der erste Ninja hatte sich breitbeinig hingestellt und hatte beide Hände über seine Schulter geschleudert. Er holte kein Schwert hervor, sondern kurze Dolche.

Gleich zwei auf einmal schickte er auf die Reise und griff sofort nach den nächsten Waffen.

Wir tauchten weg.

Auch Suko hatte die Gefahr bemerkt, ging ebenfalls zu Boden, und die hart geschleuderten Dolche verfehlten uns.

Auch die nächsten beiden, dann hatten wir einen toten Winkel erreicht und befanden uns vor einer Glastür, hinter der wir die Umrisse eines Pools sahen.

Er war ziemlich groß, und um ihn herum gab es Ruhebänke, kleine Liege-Inseln und fahrbare Bars. Gegenüber befanden sich Umkleidekabinen. Wahrscheinlich auch eine Sauna oder ein Solarium.

Anscheinend waren wir hier in der Lasterhöhle gelandet. Allerdings fehlten die Akteure.

Mädchen und auch Kunden entdeckten wir nicht, dafür hörten wir unsere Verfolger.

»Rüber, John!« Suko deutete über den Pool, dessen Oberfläche seltsam schimmerte. Eine Mischung aus blau und weiß. Abgegeben wurde das Licht von einer langen Leiste, die sich an einer Deckenkante befand.

Wir rasten um den Pool herum. Unser Ziel waren die Kabinen und die wahrscheinlich dahinter liegenden Räume.

Aber auch die Ninja-Kämpfer hatten nicht geschlafen. Sie waren verdammt nahe herangekommen und hatten sich sehr beeilt. Als Suko gegen die abgeschlossene dicke Glastür hämmerte, erschienen plötzlich die sechs schwarzen Gestalten.

Sie konnten sich fast lautlos bewegen und huschten sofort zu beiden Seiten des Pools weg, um sich dort zu verteilen.

Waren es Menschen oder lebende Tote?
Daß sie auch diese verdammten Tücher tragen mußten, so konnte ich nichts von ihren Gesichtern erkennen.
Zumeist sah ich von ihnen nur einen weißen Streifen.
Einem Kampf konnten wir nicht entgehen.
Während Suko sich an der Tür versuchte, griff mich einer der Ninjas an.
Ich bekam Angst, als ich ihn sah. Selten hatte ich einen Menschen so springen sehen. Er überbrückte fast die gesamte Breite des Pools, kam mir vor wie ein tödlicher Schatten und schwang sein gefährliches Schwert.
Ich sah nur eine Möglichkeit, ihn zu stoppen.
Aus dem Handgelenk schleuderte ich meine Klinge wie eine Lanze und hoffte, daß der andere nicht ausweichen konnte.
Er schaffte es nicht. Zwar versuchte er, seinen Körper in der Luft zu drehen, aber das spitze Wurfgeschoß traf ihn trotzdem. Und es drang ein. Tief stach es in den Körper, ich sah eine Flüssigkeit aus der Wunde quellen, und plötzlich flatterte der Ninja-Kämpfer wie ein großer verletzter Vogel.
Er sackte ab.
Und er schlug in den Pool.
Wir vernahmen das laute Klatschen, als er auf die Wasserfläche traf. Die Flüssigkeit spritzte. Fontänen aus Tropfen gischteten in die Höhe, im nächsten Augenblick war der Ninja verschwunden und sank wie ein Stein dem Boden entgegen.
Das war geschafft.
Ich hörte Suko hämmern. Es waren nur ziemlich dumpfe Schläge, kein Klirren, das ein Brechen des Glases angezeigt hätte.
Fünf Ninjas zählte ich noch.
Der sechste trieb jetzt langsam vom Grund des Bassins her an die Oberfläche. Das Wasser war wie mit gierigen Händen unter seine Kleidung gefahren und drückte den Körper in die Höhe.
Ich hatte keinen Blick für ihn, die anderen fünf waren wichtiger.
Da hatte es Suko geschafft.
Das Platzen und Klirren des Glases klang wie die schönste Musik in meinen Ohren und Suko schrie mir schon zu, ihm zu folgen.
Ich warf mich herum. Mein Partner befand sich in Bewegung. Er trat mit dem Fuß dicke Glasscherben aus dem Rahmen, so daß er Platz für uns beide schaffen konnte.
Ich wollte bereits starten, als ich einen der Ninjas zu nahe sah. Mit Schwert und Dolch war er bewaffnet. Beide Dinge wollte er gegen mich einsetzen.
Ich mußte schießen.
Sein Sprung zur Seite gelang ihm nicht mehr. Im flackernden

Mündungslicht sah ich seinen Schädel, der förmlich wegflog, denn der Mann war nach unten getaucht, und so hatte ihn mein geweihtes Silbergeschoß in den Kopf getroffen.

Er stürzte in den Pool und ging sofort unter.

Suko war bereits verschwunden. Auch ich duckte mich und huschte durch die zerbrochene Tür in den anderen Teil des Komplexes.

Hier lagen tatsächlich die Schwitzkabinen, und es war ein verdammter Irrgarten aus Längs- und Quergängen, der vor uns lag. Wir wußten nicht, wohin wir uns wenden sollten, überall konnte jemand auf uns lauern, und wenn wir einen Raum betraten, saßen wir in der Falle. Keine Tür war geschlossen. Unsere Blicke fielen in die Kabinen, die ausnahmslos leer waren.

»Verdammt, hier muß es doch einen Ausgang geben!« schimpfte ich.

Mein Freund nickte. »Sicher, aber den werden sie uns nicht zeigen.«

Hinweisschilder gab es auch nicht. Wofür auch? Wer sich in dieser Sauna aufhielt, kannte sich aus. Nur für uns war das nicht der richtige Platz.

Ich lauschte nach unseren Verfolgern. Wir hörten sie noch nicht. Dafür ein anderes Geräusch.

Ein Zischen!

»Gas?« Suko sprach das Wort zitternd aus. Er wußte, wie gefährlich und heimtückisch ausströmendes Gas sein konnte. Das konnte uns vergiften…

Es war kein Gas.

Dampf quoll uns entgegen. Er kam von drei Seiten. Aus offenen Düsen strömte er, und er näherte sich uns in gewaltigen Wolken, die heiß waren und unsere Körper schon sehr bald wie leichte Mäntel umgaben.

Das hatte uns noch gefehlt!

Hatten wir uns schon vorher nicht in diesem verfluchten Irrgarten ausgekannt, so wurde es jetzt noch schlimmer, denn durch den heißen Dampf waren auch die Wände nur noch als graue, lange Schatten zu erkennen und oft erst im letzten Augenblick.

Der Dampf bot Schutz für unsere Gegner. Wir mußten uns darauf einstellen, daß sie plötzlich aus den Schwaden erscheinen würden, um uns niederzumachen.

»Laß uns nur zusammenbleiben«, flüsterte ich meinem Freund zu. »Keiner geht weg.«

»Worauf du dich verlassen kannst«, gab mein Partner zurück. Ich spürte ihn an meiner Seite und merkte, daß er weiter nach hinten wollte, um vielleicht Deckung zu finden.

Auch ich lief mit.

Der Dampf hatte uns jetzt völlig eingehüllt. Wir sahen so gut wie nichts.

Im letzten Augenblick erkannte ich eine Wand, lief leider noch dagegen, drehte mich und entdeckte den Schatten.

Ein Ninja.

Ich schoß.

Es gab keine andere Möglichkeit. Dumpf hörte sich der Knall an, und die dunkle Gestalt verschwand. Dabei konnte ich nicht einmal sagen, ob sie erwischt worden war.

Dafür flirrte etwas an meinem Ohr vorbei, traf klirrend die Wand und fiel zu Boden.

Es war ein Dolch.

Hinter mir klang etwas. Es war keine Klinge, die gegen eine Wand geschlagen war, sondern Suko, der kämpfte. Er hatte einen der Ninja-Leute stellen können und hielt auch noch seine Beutewaffe in der Hand.

Die Klingen klirrten gegeneinander. Wer von den beiden Suko war, konnte ich nicht erkennen. Es ging einfach zu schnell. Sie blieben nicht in einer Richtung, sondern drehten sich, so daß ich mal den Rücken des einen, dann wieder den des anderen sah.

Ein Schrei stieß aus der Dampfwolke. Jemand taumelte auf mich zu, an seiner Flatterkleidung erkannte ich, daß es nicht mein Freund Suko war, und ich machte kurze Fünfe, wie man so schön sagt.

Mein rechter Arm hämmerte nach unten, und damit auch die schwere Beretta.

Es wurde ein Volltreffer!

Der Kerl brach in die Knie, als wären ihm die Beine weggeschlagen worden. Flach und mit dem Gesicht zuerst fiel er zu Boden, blieb liegen und rührte sich nicht mehr.

»Gut, John!« hörte ich Sukos Lob.

Ich hob die Hand und lief hinter meinem Freund her. Mit gezückter Klinge stieß der Chinese in die Dampfwolken hinein. Er fühlte sich in seinem Element.

In den folgenden Sekunden wurden wir nicht mehr angegriffen. Die Gegner hatten entweder aufgegeben oder warteten auf eine günstige Gelegenheit.

Ich schaute nach rechts und links, blickte in die offenstehenden Saunakabinen hinein, sah aber nur Dampfwolken und keine schwarz gekleideten Ninja-Gestalten. »Vorsicht, John!«

Sukos Ruf erreichte mich zu spät, denn schon prallte ich gegen ihn. Er hatte nicht mehr rechtzeitig stoppen können und die Tür viel zu spät gesehen.

Wir verloren sekundenlang die Übersicht. Das wollte ein Ninja ausnutzen. Er kam mit zwei Dolchen in den Händen. Vielleicht war es der, den ich niedergeschlagen hatte. Diese Ninjas konnten unheimlich viel einstecken, manche waren wie Stehaufmännchen.

Ich unterlief den Kerl und rammte ihm meine Faust mit der Waffe in den Magen. Er kippte nach hinten, röchelte, und ich wollte ihn schon ins Reich der Träume schicken, als ich Sukos Stimme vernahm.

»John, da ist ein Lift!«

Das war ein Ding. Den Ninja ließ ich liegen. Suko hatte bereits die Tür geöffnet, war eingetreten. Ich folgte meinem Freund, und wir befanden uns in einer kleinen Kabine, wo wir endlich freier atmen konnten, denn kaum etwas von dem verdammten Dampf war dort hineingelangt.

»Ich frage mich nur, wie viele seiner Diener dieser Shimada aufbringen kann?« keuchte Suko.

»Keine Ahnung. Bei den letzten hier hatten wir es wohl nicht mit Untoten zu tun.«

»Glaube ich auch. Dafür waren die im Haus der Ermordeten zuständig.«

»Laß uns fahren!«

Suko stand näher an der Leiste. Es gab nur zwei Kontakte. Eine Beschriftung sahen wir nicht.

Suko drückte den untersten Knopf. Irgendwie mußten wir ja in die Tiefe kommen, denn nur unter uns befand sich der Ausgang, und Fenster hatten wir keine gesehen.

Der Lift fuhr nicht schnell. Jedenfalls kam uns die Geschwindigkeit langsam vor, und mein Partner murmelte manchmal eine Verwünschung.

Was würde uns unten erwarten? Ohne darüber gesprochen zu haben, beschäftigten uns die gleichen Gedanken. Hatten die Ninjas gemerkt, daß wir so klammheimlich verschwinden wollten? Lauerten sie jetzt irgendwo auf uns?

»Halt dich bereit«, sagte ich zu Suko. »Immer.«

Noch warteten wir ein paar Sekunden. Plötzlich gab es den allseits bekannten Ruck, und der Lift stand.

Unsere Blicke waren auf die schmale Tür gerichtet. Würde sie sich öffnen?

Nein, sie blieb geschlossen, öffnen mußten wir sie selbst.

Wir hatten uns rechts und links der Tür aufgebaut, hoben zur gleichen Zeit unsere Beine und traten gegen die Tür.

Sie schwang auf. Dabei traf sie auf keinen Widerstand, so daß wir sicher sein konnten, daß dicht dahinter niemand wartete. Halb offen blieb die Tür stehen, so daß das Licht in die Kabine dringen konnte, mit dem der Raum hinter der Tür ausgeleuchtet war.

Ein seltsames Licht. Nicht direkt blau, auch nicht von einem grün, sondern eine Mischung aus beidem.

Türkis…

»Gehen wir?« fragte Suko. »Am Eingang scheinen wir ja doch nicht

gelandet zu sein.«
»Da sagst du etwas!«
Meiner Ansicht nach mußten wir uns unter dem Eingang befinden. Vielleicht in den weit verzweigten Kellerräumen des Hauses, das war gut möglich.
Es war wieder eine Halle, die Uns aufnahm. Sofort spürten wir die andere Atmosphäre, die hier herrschte. Das Licht schien nicht von dieser Welt zu stammen. Es war klar und dennoch verschwommen. Die Luft war mit erstarrten Geistern gefüllt. Ein Hauch von Unheimlichkeit und Fremde wehte uns entgegen und schienen uns umfassen zu wollen.
»Hier lebt was«, flüsterte Suko.
Ich nickte.
Was es war, konnte ich nicht sagen. Wir gingen in die Halle hinein, sahen über uns eine hohe Decke und entdeckten auch das Zentrum des Leuchtens.
Es drang aus den Wänden.
Dann aber fiel uns das auf, was wir schon bei unserem Eintritt gesehen hatten.
Am gegenüberliegenden Ende der Halle war eine Bühne.
Nur gab es auf ihr keine Akteure, die etwas spielten oder sich im Spiel übten. Nein, wir sahen da große, wuchtige Gegenstände.
Vier Särge aus Stein!

***

Beide waren wir überrascht. Suko räusperte sich. »Verdammt, wo sind wir denn hier gelandet?«
»Vielleicht auf einem Friedhof.«
»Glaube ich kaum, auch wenn die Särge da stehen.« Er stieß mich an.
»Komm, laß uns den Friedhof näher ansehen!«
»Friedhof ist gut.«
»Wo man Särge hingestellt hat, ist es für mich auch ein Friedhof. Und wenn er sich in der Halle befindet.«
»Sehr europäisch sehen mir die Särge aber nicht aus«, sagte ich.
»Altes Japan.«
»Meinst du?«
»Sicher, da kenne ich mich aus.« Nach diesen Worten schwiegen wir und ließen uns von der Atmosphäre einfangen.
Sie war in der Tat ungewöhnlich. Wir spürten den geheimnisvollen Hauch eines fremden Landes und einer fremden Zeit. Hier hatte sich etwas konzentriert, das man mit dem Wort Magie umschreiben konnte.
Shimadas Reich?
Weder Suko noch ich hatten damit gerechnet, in diesem Keller zu

landen, wobei wir das Gefühl nicht loswurden, in einer fremden Welt zu stecken. Es konnte durchaus sein, daß wir einen Dimensionssprung hinter uns hatten, ohne es bemerkt zu haben.

Möglich war alles…

Zur Bühne, wo auch die Särge standen, führte eine Treppe hoch. Sie bestand aus breiten Steinstufen. Jede glänzte wie dunkler Marmor, und auf jeder Stufe schimmerten japanische Schriftzeichen.

»Kannst du sie lesen?« fragte ich Suko.

»Nein.«

Als wir die Treppe hinter uns gelassen hatten und auf der »Bühne« standen, wurden unsere Augen vor Staunen groß. Erst jetzt konnten wir die Särge aus der Nähe sehen und stellten fest, daß sie in ihrer Höhe noch größer waren als wir.

»Liegen da vielleicht Riesen begraben?« hauchte Suko und konnte wie ich ein Gefühl der Beklemmung nicht vermeiden.

»Das ist möglich.«

Mein Freund schluckte. »Also, ich habe ja nichts gegen Riesen. Aber als Feinde möchte ich sie nicht haben.«

»Noch ist nichts bewiesen.«

Da hatte Suko recht, und wir wollten uns die Särge erst einmal näher anschauen, bevor wir über sie urteilten.

Ich hob meinen Arm und legte eine Hand auf das Gestein. Es fühlte sich völlig normal an. In Brusthöhe etwa befand sich der Trennungsstrich zwischen den beiden Hälften. Dort waren die Teile aufeinandergepreßt worden.

Wen oder was enthielten die Särge?

Das war die große Frage, die mich beschäftigte. Suko sicherlich auch, doch er hatte etwas anderes vor, denn ich hörte sein Zischen, fuhr herum und sah ihn winken.

Mit wenigen Schritten war ich bei ihm. »Was ist los?«

Suko deutete auf eine Stelle an der Außenhaut des Sargs. Er hatte etwas Staub weggeblasen, und ich sah die Schriftzeichen in japanischer Sprache.

»Kann ich nicht lesen«, wisperte ich.

Suko lächelte knapp und holte die Ahnentafel hervor. Auch auf ihr standen die Namen in der uns fremden Sprache, gleichzeitig auch mit den uns bekannten Buchstaben.

»Vergleiche mal!« wisperte Suko.

Das Licht war schlecht. Ich mußte meine Augen anstrengen, aber ich fand es heraus.

Eine Reihe der Zeichen auf der Tafel stimmte mit denen auf dem Sarg überein.

Identische Schriften.

Was konnte das bedeuten? Da gab es nur eine Erklärung, die ich

flüsternd zum besten gab. »Auf der Tafel und auf dem Sarg steht zu lesen, wer im Sarg liegt.«

»Genau.«

»Aber welche Bedeutung hat das?«

Suko hob die Schultern, Auch ich wußte keine Antwort, und so gab es nur einen Weg. Wir mußten selbst herausfinden, wer oder was sich in den großen Steinsärgen befand.

Noch hatten wir Zeit. Shimada ließ uns ebenso in Ruhe wie seine Ninjas.

Ein wenig erinnerten mich die Särge an die Begräbnisstätten der Großen Alten, die ich in der Leichenstadt gesehen hatte. Nur waren die Särge dort Wege in eine andere Welt und fremde Dimension. Das war hier vielleicht nicht der Fall.

»Dann los!« sagte Suko.

Wir wollten uns gerade an die Arbeit machen, als es passierte. Mit einem Angriff mußten wir immer rechnen. Daß er allerdings so schnell erfolgen würde, überraschte uns. Plötzlich fiel etwas auf unsere Köpfe, wir drehten uns noch, wollten herum, aber es war schon zu spät.

Jemand zog mit eiserner Kraft das große Netz zu, das auf uns gefallen war.

Wir wurden gegeneinander geworfen, stießen sogar mit den Köpfen zusammen, dann gab es einen Ruck, und das Netz glitt in die Höhe.

Mit uns als Inhalt!

Ich schaute hinunter, sah die Ahnentafel vor den großen Särgen hegen und eine Hand, die danach griff. Kaum hatten die Finger die Tafel berührt, als ein höhnisches, gellendes Lachen erklang.

Shimada hatte es ausgestoßen. Die erste Runde ging an ihn…

***

Logan Costello hatte sich seine Chancen genau ausgerechnet. Wenn er davon ausging, daß Xorron zu jeder Zeit und irgendwo auf der Welt zuschlagen konnte, dann würde es bestimmt sehr lange dauern, bis er eine Spur bekam.

Und so richtete er sich auf eine Wartezeit ein.

Er verbrachte sie in seinem Arbeitszimmer. Mit allen großen Mafiafürsten in den Staaten hatte er telefoniert und sein Anliegen so behutsam wie möghch vorgetragen. Ein paarmal hatte man ihn einfach ausgelacht, andere wiederum hatten sich kooperativ erwiesen. Vielleicht auch nur am Telefon, und in Wirklichkeit dachten sie anders.

Seine Leute brachten ihm auch keine Ergebnisse. Niemand hatte oder wollte etwas von einem Monstrum wie Xorron gesehen haben. Das blieb im Dunkeln.

Sollte er Pech haben?

Auch Paul Sorvino schaute herein. Der Anwalt war der einzige, der jeweils ohne Anmeldung zu ihm durfte.

»Nun?«

»Nichts«, sagte Sorvino. »Ich glaube, wir verrennen uns da in etwas.«

Costello schüttelte den kantigen Schädel. »Nein, nie. Wir verrennen uns nicht.«

»Und du hast diesen Shimada tatsächlich gesehen?«

Der Mafioso sprang auf. »Hältst du mich für einen Lügner?« schrie er.

»Nein, nein, nicht, aber…«

»Kein aber, verdammt, ich…«

Da summte das Telefon. Es war der rechte der drei Apparate. Nur wenige Menschen kannten die Nummer, unter anderem die großen Bosse in den amerikanischen Großstädten.

Costello nahm ab. Sein Gesicht zog sich in die Breite. »Roberto aus New York. Was kann ich für dich tun, Bruder?«

»Eine gute Nachricht.«

»Wieso?«

»Du suchst doch da etwas oder nicht?«

»Ja, Xorron.«

»Und hast du nicht auch etwas von Zombies gesagt?«

»Das auch.«

»Ich glaube, da sind welche gesehen worden.«

Costello war wie elektrisiert. »Was sagst du da? Du hast welche gesehen?«

»Nein, nicht ich, Amigo. Ein Kapitän, der uns verpflichtet ist, hat vor der Ostküste ein seltsames Schiff gesichtet.«

»Welch ein Schiff? Sag schon!«

»Eine Galeere. Sie wurde von Zombies gerudert, wie er meint. Und auf dem Bug stand eine Gestalt. So weiß, so groß. Ähnlich wie du sie beschrieben hast.«

»Xorron!« murmelte Costello.

»Genau.«

Der Capo atmete tief ein. Ihn schwindelte, und er sagte nichts mehr, so daß sich Roberto schon Sorgen machte. »Bist du noch dran, mein alter Freund?«

»Ja, das bin ich.«

»Ist die Nachricht gut?«

»So gut, daß ich selbst rüberkomme. Und zwar mit der nächsten Maschine.«

»Bravo, Amigo, ich erwarte dich.« Damit war das Gespräch beendet.

Costello drehte sich zu seinem Anwalt um und rieb sich die Hände. »Wir haben ihn, Paul, wir haben ihn.«

»Und?«

»Er befehligt eine Galeere mit Zombies. Und dieses Schiff läuft New York an. Kannst du dir vorstellen, was passiert, wenn die an Land gehen…?«

Das konnte Paul Sorvino. Eine Antwort gab er nicht. Seine graue Gesichtsfarbe sagte aber genug…

ENDE des ersten Teils

[1]Siehe John Sinclair Nr. 226 »Tokatas Erbe«